Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Richard Rothe, Doctor und Professor der Theologie und Großh. Bad. Geh. Kirchenrath zu Heidelberg: ein christliches Lebensbild

Rothe, Richard (Theologe)

Wittenberg, 1874

IX. Der Wittenberger Seminarprofessor (1828-1837)

urn:nbn:de:hbz:5:1-26216

Visual Library

Seite
heilnahme an der Erkran-
tte über den Protestan-
gen Schenkel. Silberne
ösung des Verhältnisses
Kritik der Leben-Jesu-
An Schenkel über seine
ths in der Protestfrage.
o die kirchliche Frage
ger Scholl. Trostschrei-
tages ihres Gatten.
Mänß. Tod Ullmann's.
Mißerfolg der Protest-
värtige Agitation gegen
eidelberg. Achelis über
es badischen Prediger-
Einladung nach Berle-
gebniß des ersten Pro-
oh. Mänß. Schweizer-
Reisebeschreibungen an
mmlung in Heidelberg.
f an Frau Heubner.
ng. Tiefes Dankgefühl
er's Tod. Interpella-
en Kammer. Rothe's
An Frau Gebler zum
Winckel über die Ge-
die Kriegszeit. Ueber
e. Nothwendigkeit der
. Die rechte Art der
Auflage der Ethik.
rer Mänß und Frau
sche Hoffnungen. Tod
auf der Synode von
Land. Eigenbrodt.
. 647

IX.

Der Wittenberger Seminarprofessor.

Grade noch für die ersten Monate der neuen Amtsthätigkeit läßt sich Rothe's Leben an der Hand jener reichen Briefe an die Eltern genauer verfolgen, die auch bisher unsere Hauptquelle waren. Von dem Frühjahr 1829 an steht uns diese Correspondenz nicht mehr zu Gebote, und selbstverständlich hört auch der Briefwechsel mit Heubner auf, so lange Rothe an seiner Seite in Wittenberg wirkt. Da ist es denn wohl ein Glück zu nennen, daß zunächst die Briefe an Bunsen und Hahn einigermaßen die Lücke ausfüllen, daß zu ihnen die Correspondenz mit den neuen Collegen und Schülern — wir nennen nur Lommatzsch, Winckel, Frühbuß — hinzutritt, und daß endlich gegen das Ende der Wittenberger Zeit die literarischen Erstlingsarbeiten Rothe's in den Vordergrund treten, sowohl für sein eigenes Leben, wie — vermöge der zahlreichen Kritiken, die sie hervorrufen — für seine kirchliche Wirksamkeit.

Wenn wir nun zuvörderst der Spur seiner an die Eltern gerichteten Briefe bis zu deren Versiegen folgen, so muß dabei zunächst noch einmal an den bereits mitgetheilten Brief, vom 30. September 1828 erinnert werden, der den Einzug in Wittenberg ausmalt. Ihm schließt sich der zum Geburtstage des Vaters gratulirende Brief vom 20. Oktober 1828 an, in dem das ganze innige Verhältniß des Sohnes zu seinen Eltern in den schlichten Worten sich kundgiebt:

Vor allen Dingen also, geliebter Vater, laß uns dieses Ehrentages in verdienten Ehren gedenken, und Dir unsre kindlichsten Segenswünsche zu demselben mit übrigens leeren Händen darbringen. Gottes Segen ruhe auf Dir und der lieben Mutter in demselben Maaße, wie er durch Euch und Eure Liebe auf uns ruht, und uns in diesem Sommer und Herbst in neu verstärktem Grade sichtbar geworden ist. Außer innigem Dank und ehrlichen Wünschen können wir Euch ja nichts anbieten.

Weiteres Interesse nimmt aber dieser Brief besonders durch die Schilderung des neuen Berufslebens in Anspruch, die hier deshalb unverkürzt folgen möge:

In Breslau wäret Ihr also glücklich wieder, und Du lieber Vater leider schon wieder tüchtig in der Arbeit. Letzteres bin ich auch, wiewohl nicht leider, sondern Gottlob und zu meiner großen Freude. Seit dem 13ten bin ich in Activität; nur die Vorlesung über ausgezeichnete Reden und Predigten ꝛc. habe ich noch nicht begonnen, indem ich erst die Ankunft der dazu erforderlichen Exemplare einer kleinen Auswahl von Homilien des Chrysostomus abwarte. Bisjetzt geht alles fausta Minerva, und wie ich höre zur Zufriedengestelltheit unsrer Herren Seminaristen, so daß ich bisjetzt noch der besten Hoffnung lebe, hier in meinem Maaße nützlich werden zu können. Die Anzahl der Stunden für meine Vorlesungen angehend, hat man einen Mittelweg eingeschlagen, und aus den rescriptmäßigen 7—8 schlechtweg 6 gemacht. Ich lese demnach 1) Geschichte des christlich-kirchlichen Lebens, Montags, Dienstags und Mittwochs von 11—12 Uhr; 2) über ausgezeichnete Reden und Predigten älterer und neuerer Zeit, Donnerstags von 11—12 Uhr, Freitags von 10—11 Uhr und Sonnabends von 11—12. (Für den ersten Cursus ist mir dieß grade recht, wenn ich aber mit dem kirchlichen Leben erst ein Mal durch bin, will ich schon suchen von der zweiten Vorlesung noch eine 4te Stunde für dasselbe herüberzunehmen.) Außerdem alle 14 Tage die Leitung einer Disputation, Sonnabends von 2—3, alle 4 Wochen die Leitung einer katechetischen Uebung, Mittwochs von 3—4, alle 3 Wochen eine pastoralische Unterhaltungsstunde, Freitags von 2—3 und alle 3 Wochen eine homiletische Unterhaltungsstunde, Dienstags von 2—3. Außerdem das sogen. Quinquevirat, wöchentlich 1 Stunde et quod excurrit, zu beliebiger Zeit. Letzteres beginnt für mich aber erst mit Anfang November. Wiewohl ich nun auf diese Weise keineswegs mit Stunden überladen bin, so habe ich doch daran für den ersten Cursus mein volles Theil, zumal ich bei meiner Geschichte des kirchlichen Lebens sogut als keine Vorarbeiten habe, was mir übrigens die Sache grade anziehend macht.

Auch aus den eingehenden Schilderungen seiner Häuslichkeit schließen wir wenigstens eine besonders bezeichnende Stelle an:

Unsre Wohnung, die wirklich überaus wohnlich ist, fängt sich allmälig an zu füllen. Meine Stube ist fertig bis auf die noch fehlenden Bücherrepositorien. Seit dem 4ten Abends wohnen wir im eignen Gehöfte; bis zum 12ten haben wir uns aber noch bei Heubners futtern lassen, und erst mit dem 13ten unsre volle eigne Wirthschaft begonnen. Der heute begonnene Jahrmarkt wird unsre Einrichtung ihrem Ziele auch um ein Stückchen näher bringen. Mit den Unkosten geht es wirklich noch an. Die Umgebungen Wittenbergs haben sich durch Anlagen von Spaziergängen sehr verfreundlicht. Wir haben hier auch unsre Verschönerungscommission, und der hiesige Landrath hat sich in dieser Hinsicht recht verdient gemacht. Kurz, wie wir Euch schon mündlich gesagt, gegen den Ort haben wir gar nichts einzuwenden, und die edle Unabhängigkeit, die wir hier genießen, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen.

Der übrige Theil des Briefes ergeht sich in einer Menge von Einzelfragen und Mittheilungen über verschiedene Familienglieder, die mehr ein persönliches Interesse haben; doch dürfte zur Vervollständigung des Bildes von Rothe's Wittenberger Leben in dieser ersten Zeit die folgende Aeußerung auch hier wohl nicht fehlen:

Ihr könnt Euch vorstellen, wie glücklich meine alte Lisel unter den Ihrigen ist. Je genauer wir Mutterchen beobachten, desto mehr haben wir Ursache, Gott zu danken, daß sie wirklich noch so unverändert ist. Sie ist aber jetzt auch ganz selig, und ihr ganzes Gesicht wird fröhlich, so oft wir in ihr Zimmer hereintreten. Die Freude ist ihr wohl zu gönnen; denn wegen Heinrich hat sie doch noch immer rechte Sorgen. Er ist jetzt in den Ferien hier; aber sein Zustand ist noch keineswegs recht beruhigend; besonders scheint er noch gar keinen rechten Trieb zur Thätigkeit wiedergewonnen zu haben.

Später erwähnt Rothe noch den ersten Gast in ihrer neuen Haushaltung, die kleine Mila (Marie) Heubner, einen besondern Liebling der Eltern, von der er erzählt: „Sie ist ein prächtiges Mädchen geworden und schon eine ganze Klavierspielerin und Zeichnerin". Im Uebrigen bezeichnet er den in der That in ersichtlicher Eile geschriebenen Brief selbst als „Simmel-Sammel-Surium".

Wenn wir nun aber die Mittheilungen dieses ersten Briefes trotz solcher Selbstkritik um nichts weniger beachtenswerth fanden, so gilt das noch mehr von dem folgenden Briefe vom 6. December 1828. Gleich im Anfang desselben fällt eine wirklich malerische Schilderung der Art seiner jetzigen Arbeiten auf:

Ich habe noch immer nur für den augenblicklichen täglichen Bedarf arbeiten können, und dieß meist auf eine mir selbst sehr wenig genügende

Weise, so daß meine Zeit immer nur grade zugereicht hat, um das unmittelbare, dringende Bedürfniß zu decken. Die ersten zwei Jahre hier werden, wie ich immer voraus erwartet, zwei arbeitsvolle Jahre sein, in denen das mit genauer Noth grade fertig werden das höchste Ziel sein muß, das ich mir setzen kann. Ein eigentliches mit Lust und Freude arbeiten kann erst im zweiten Cursus zu Stande kommen; ich werde aber in diesen ersten zwei Jahren mit Gottes Hilfe mehr lernen, als sonst vielleicht in 10. Da ich für die Geschichte des kirchl. Lebens gar keine eigentlichen Vorarbeiten habe, so hilft mir mein frommer Vorsatz, dieß erste Mal mehr aus den Hilfsmitteln als aus den Quellen zu arbeiten, blutwenig. Ich muß herzlich froh sein, daß ich doch den nöthigsten literarischen Apparat auf unsrer Seminarbibliothek und in der Heubnerschen noch so ziemlich beisammen finde, und will mich auch gern das Durchwaten dicker und verstaubter Bücher von allen Formaten nicht verdrießen lassen, obgleich das ganze Ergebniß oft kein andres ist, als daß der Verfasser ungefähr eben soviel oder wenig von der Sache gewußt, als ich selbst, — wenn nur nicht die Zeit so gar keine Elasticität hätte, so daß sich ein Mal in einer Stunde durchaus nicht mehr arbeiten läßt, als ein bestimmtes Maaß. Je mehr mir meine Arbeiten an und für sich Freude machen, desto fataler ist es mir, wenn ich von Weitem eine Erzader durchschimmern sehe, und nun doch nicht weiter graben darf, weil ich zur bestimmten Stunde mein Fündlein zu Markte bringen muß. Kurz, lieber Vater, der alte Salomo hat sehr wahr gesagt: „Wer viel lernen will, muß viel leiden", und das ὁ μὴ δαρθεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύσεται, dauert das ganze liebe Leben lang; wovon Du ja auch ein Liedlein zu singen weißt. Also, liebe Eltern, rechnet mir mein langes Schweigen nicht zu schlimm an. Es kommt mir wirklich auf ein pater peccavi mehr oder weniger nicht an; aber dießmal wär's gelogen, wenn ich den ersten Stein auf mich werfen wollte. Ich komme also lieber mit meinem allerschönsten Dank angestiegen, geliebte Eltern, für die schönen Einrichtungs- und Weihnachtsgeschenke, die schon vor 14 Tagen über Berlin glücklich bei uns eingelaufen sind.

Kaum ist nun die Beschreibung der elterlichen Geschenke abgethan, so folgt alsbald ein neuer Erguß über die Berufsthätigkeit, der zugleich das Verhältniß derselben zu den allgemeinen kirchlichen Zuständen klar und scharf vorführt:

Völlig in Ordnung sind wir mit der Einrichtung immer noch nicht; namentlich ist der Tischler noch mancherlei rückständig; doch sind wir so weit, daß uns in unsern 4 Pfählen recht herzlich wohl ist, und wir Gott innig danken, daß er uns Hütten gebaut hat. Wenn ein Mal mehr Muße einkehren wird, so wird alles recht sehr gut sein. Dieß kurze Erdenleben hat bei den Meisten auch seine 6 Schöpfungstage, wo es dann immer erst am Abende heißt: „und siehe, es war alles sehr gut". Ich bin auch gar nicht böse, daß deren 6 sind, und

also sechsfache Tages-Last und Hitze; ist doch Plage viel besser als ruhiger, müßiger Stillestand. Freilich möchte ich mich wohl gern um etwas Rechtes plagen, und die Geschichte des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Beredtsamkeit scheinen mir nicht eben was Rechtes zu sein. Indessen hoc Deus providebit. Einstweilen habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein. Ich sehe, daß es den jungen Leuten lieb ist, daß ich zu ihnen gekommen bin, und daß sie mich nicht für einen Neuling halten, sondern mir zutrauen, daß ich meinen Bärentanz auch ohne daß mir einer dazu aufspielt, tanzen kann. Ich spanne sie an, soviel sich irgend thun läßt, und da sie sehen, daß ich mich selber zuerst anspanne, so müssen sie sich's schon gefallen lassen. So gar gern möchte ich ihnen fühlbar machen, was ich aus eigner Erfahrung weiß, daß um ein Predigtamt mit Lust und Freude zu führen, so gar viel mehr erfordert wird, als redlicher Wille, herzlicher, aufrichtiger Glaube und eine oberflächliche theologische und homiletische Zustutzung; daß man da täglich an der frischen tiefen Quelle selbst muß trinken können, und nicht aus den Brunnentrögen, in denen das Wasser doch nur schaal ist. Aber, hilf Himmel, wer glaubt dieser Predigt? und die vielleicht in unsrer Zeit am wenigsten, die von Herzen an das Evangelium glauben. So werden sie's zu spät erfahren müssen, und schlimm genug, wenn sie's erfahren, ohne es zu fühlen. Unsre liebe deutsche Theologie und Religiosität schmeckt mir manche Tage grade wie der Scirocco. Lebensluft ist viel zu wenig darin, und sonderbar, was ihr warm schmeckt, schmeckt mir gewöhnlich kalt, und umgekehrt. Ich behalte aber meine Weisheit fein für mich, und warte ob mir Gott ein Mal Gelegenheit gibt, mit der That (und wenn's auch nur das Schwingen des Preßbengels wäre) zu zeigen, was ich meine; denn Worte haben wir schon mehr als genug, und ist's auch glücklich genug schon dahin gekommen, daß keiner mehr des andern Worte versteht, wenn es nicht seine eignen sind. Wo der Geist des Herrn ist, da ist allezeit Freiheit, und wo keine Freiheit ist, gewiß auch nicht der Geist des Herrn. Ich will auf die meinige schon eifersüchtig bleiben, und wo nur irgend etwas als Partei auftritt, da sollen sie mich gewiß nicht dazu bekommen. Und wenn sich alle auf den Kopf stellten, ich ziehe keine Uniformjacke an, so lange ich noch das Attest über meine Untauglichkeit zum Königl. Militairdienst habe.

Auch dieser Brief bringt dann freilich noch manche spezifisch geschäftliche Notiz, Magdfragen u. dergl.; wir erwähnen aber nur noch zwei Ausführungen allgemeinerer Art. Ueber die socialen Verhältnisse in Wittenberg sagt Rothe:

Das sehe ich wohl, das Vaterland des Goldes ist unser „Dreckloch" (wie Luther es nicht unrichtig nennt) Wittenberg nicht; dessen ungeachtet aber doch eine „gute" Stadt, in der man so ziemlich wie auf dem Dorfe leben kann; und wer es etwa deshalb gar verachten

wollte, der lasse sich hiermit gesagt sein, daß wir hier so gut unsre Kunstausstellung haben wie in Breslau und Rom, und noch dazu, was sonst wohl nicht so leicht zu treffen sein dürfte, — an ihrer Spitze — lauter Frauen.

Und daneben fällt ein von dem herkömmlichen gedanken- und kritiklosen Nachbeten des Dante-Cultus sehr abstechendes Urtheil über diesen verdienstvollen, aber von den Wenigsten verstandenen Dichter in's Auge:

Dein Urtheil über den Danke, lieber Vater, muß ich vollkommen unterschreiben; glaube auch nicht, daß Dich das Paradies so recht mit der Hölle aussöhnen wird. Du siehst daraus, wie es einem mit berühmten Dingen manchmal so wunderlich gehen kann, wenn man nicht die Gabe hat, sich durchs bloße Nachsprechen von der Evidenz des Nachgesprochnen ipso facto zu überzeugen. Dante im Verhältniß zu seinem Zeitalter beurtheilt, wird immer groß dastehen; aber wenn man ein Gedicht erst durch das Medium einer solchen Reflexion genießen soll, so wird man wohl schwerlich recht davon satt werden.

Von dem gleichen Tage (6. December 1828) ist ferner der erste Wittenberger Brief Rothe's an Bunsen, welcher durch die Schilderung des heimischen Parteitreibens und seiner Stellung dazu ein ganz besonderes Interesse erweckt, und deshalb hier genauer mitgetheilt werden möge, als es in der Bunsen'schen Biographie möglich war:

Seit dem 13. Okt. amtire ich, im Ganzen mit viel Freude, aber dabei einstweilen (d. h. für den ersten — zweijährigen — Cursus) unter einer tüchtigen Last Arbeit. Soll ich die Wahrheit sagen, so ist mir manchmal etwas wunderlich zu Muthe, fast als ob ich draußen in der Fremde meine eigene Muttersprache verlernt hätte, und mir andrer Leute Gedanken erst mühsam wie aus einer fremden Sprache in die meinige übersetzen müßte. Es denkt und spricht alles, was sich zu Christo hält, so gar über Einen Leisten und in Einer Terminologie, daß ich immer besorgen muß, mich, der ich nun ein Mal diese besondre Sprache nicht reden kann, oder richtiger nicht reden darf, werde keiner verstehen; und auch die scharfe Kluft, die nach der öffentlichen Meinung zwischen den Gläubigen und den sogenannten Rationalisten befestigt ist, gemahnt mich bis jetzt immer noch als ein bloßes Gespenst, da in meinem individuellen Gesichtskreise alles voll Mittelgliedern zwischen diesen beiden Seiten wimmelt. Der Leute, die mit redlichem Herzen und klarem Bewußtsein Christum als die Wahrheit erfassen, nicht als eine Seite der Wahrheit, — als das (ganze, wesentliche, den ganzen Menschen erfüllende) Leben, nicht als

eine besondre Seite des Lebens, — als den alleinigen, aber auch alle übrigen wesentlich in sich schließenden Weg zum vollen Leben, d. h. zu der reinen und ganzen Erkenntniß Gottes und der Gemeinschaft des ganzen Menschen mit Ihm, nicht blos als einen Weg — solcher sind mir bis jetzt noch nicht viele vorgekommen, und grade nach solchen ist mir oft recht bange. Ich sehe eben überall Parteien, und wo etwas Partei geworden, da ist gewiß die reine d. h. die ganze Wahrheit nicht. Kurz, lieber Bunsen, ich halte noch recht fest an der Geistesgemeinschaft mit Euch lieben Römern, und die scheinbare Fülle christlicher Gemeinschaft im Vaterlande hat mir unsre scheinbare Armuth daran in unserm typischen Babylon noch keineswegs unentbehrlich gemacht. Namentlich vermisse ich je länger je mehr unsre römischen Gottesdienste, obschon ich dabei allemal um die Predigt kam. Die Predigten, die ich hier gehört habe, haben wenigstens bis jetzt im innersten Grund und Quell meines Daseins mich nicht mehr berührt, und mir dort noch nicht mehr Luft zum freien und erquickenden Ausfluß gemacht, als diejenigen, die ich in Rom nicht hörte. Nicht zwar über das Licht dieser Welt kann ich bis jetzt klagen, daß es hier zu wenig scheine; aber wohl will es mir vorkommen, als ob das Licht der Welt in unserem heutigen Christenthume viel zu wenig als ein Licht am klaren Mittagshimmel stände, sondern vielmehr als eine Rauch-, und Feuersäule, als eine Art von Meteor am Horizonte sich hin und her bewegte. Daher kommen dann freilich oft abenteuerliche Gestalten des Christenthums heraus, statt daß die Seinen sein sollten wie Er, „ohne Gestalt noch Schöne", und doch eben in dieser farblosen, schlichtesten, reinen Menschlichkeit, der „Holdseligste unter den Menschenkindern, gesalbt mit Freudenöl von seinem Gott vor allen seinen Gesellen." Wer tiefen und bleibenden Frieden sucht, findet ihn nur im hellen Mittagslichte der „Erleuchtung der Erkenntniß von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi", und sein irdisches Loos kann er sich selbst klar weissagen: (mit Hamann's Worten zu reden) als „eine Lilie im Thal, den Geruch der Erkenntniß verborgen auszuduften", das lieblichste, das uns hier fallen kann.

In Rothe's eigene Stimmung in dieser ersten Wittenberger Zeit gewährt auch eine andere, zunächst auf die liturgische Frage bezügliche Ausführung desselben Briefes einigen weiteren Einblick:

Auf unsre Liturgica zu kommen, lieber Bunsen, so mußt Du wieder eine paradoxe Erklärung hören. Ich bin nie ernstlicher gesonnen gewesen, die Opfersache zu verfolgen und an's Licht zu ziehen, als grade jetzt; aber zugleich nie fester entschlossen, unmittelbar nicht Hand an's Werk zu legen, und mich mit der ganzen Sache nicht zu übereilen. „Ist irgend etwas Guts am Leben mein," so ist's, daß ich durch die That, (und wäre diese auch nur die des Schweigens)

Buße predigen will gegen die Präcocität unsres christlichen, wissenschaftlichen und literarischen Lebens, und gegen den Stumpfsinn einer Zeit, die das Gefühl für diese Sünde, die nicht eine ihrer kleinsten ist, zum großen Theil verloren hat. Kann ich keine reife Frucht zu Markte tragen, so will ich gern mein Lebenlang nicht zur Messe ziehen. Zu dem, was man eine Wirksamkeit auf seine Zeit nennt, habe ich Gottlob! keinen äußern, und nicht den entferntesten inneren Beruf. Du kannst Dich deshalb nicht mehr in einem Menschen irren, als wenn Du meinst, daß ich irgend dazu zu brauchen sei, um für praktische Zwecke schriftstellerisch thätig zu sein. Dazu fehlt mir zweierlei, der Besitz von etwas, das ich nicht habe, und der Mangel von etwas, das ich habe. . . . . Halte darum ja nicht für Eigensinn, was wahrlich etwas Besseres ist, und grade überhaupt noch das Beste an mir. Für die nächsten Jahre geht mein ungetheiltes Augenmerk auf meinen unmittelbaren Beruf. In Beziehung auf ihn kann ich so viel mit Wahrheit sagen, daß das Urtheil der Seminaristen bis jetzt dahin ausfällt, daß ich demselben gewachsen sei. Das erfreulichste ist mir dabei, daß dieß ebensogut die Ansicht derer ist, die sich mehr auf die rationalistische Seite hinneigen, als die derer, mit denen ich durch Einen Glauben durch ein besonderes Band verbunden bin, und daß sich noch keiner, so viel ich aus ihrem Bezeigen schließen kann, durch meine Weise zurückgestoßen gefühlt hat. Sonst aber ist freilich noch gar nichts weiter geworden, und ich selbst habe noch gar kein aposteriorisches Urtheil darüber, ob ich hierher passe oder nicht. In den auf meinen Theil kommenden sogenannten „besondern Unterhaltungsstunden" und pastoralen Uebungsstunden liturgisire ich mit den jungen Leuten und habe schon Gelegenheit genug gehabt, zu beobachten, wie gänzlich verschlossen ihnen der Blick in dieses Gebiet bisher geblieben. Doch gehen sie mit Lust auf die Sache ein.

Noch ein Mal auf unsre Liturgica zu kommen, kann ich Dir das mit voller Gewißheit versichern, daß sie bis jetzt wenigstens in Deutschland durchaus keine der Rede werthe Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, — und daß eine wissenschaftliche Rechtfertigung derselben, so wünschenswerth sie sonst sein mag, wenigstens in keinem Falle Zeitbedürfniß ist. Laß uns fortarbeiten, lieber Bunsen, und thue Du dieß namentlich; aber, wenn von meinen Arbeiten für die öffentliche Bekanntmachung die Rede ist, so rufe ich, so stark ich kann: festina lente. Wir haben an dem Gottesdienste unserer römischen Kapelle (darauf vertraue ich) ein Samenkörnlein, das lebendig bleiben und aufgehen wird, aber laß uns nicht vergessen, daß das Samenkorn erst monatelang in der Erde still und verborgen liegen muß, ehe es aufgeht, und daß, wer wirklich für die Zukunft arbeiten will, sich zum Voraus sagen muß, daß er (nach einem ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung) sammt der Gegenwart von dem Erfolge seiner Arbeit nichts mehr werde wahrnehmen können.

Aus demselben Monat sind ferner zwei weitere wittenberger Briefe Rothe's an seine Eltern und ein dritter an den Schwager Hahn. In dem ersten Briefe an die Eltern vom 17. December muß Rothe die Sorgen der Eltern, die den mit der Fahrpost abgesandten Brief vom 6. December noch nicht erhalten hatten und somit seit Oktober ohne Nachrichten waren, beschwichtigen, wobei sein Argument wieder dasselbe wie früher ist:

Du würdest gewiß Nachsicht und Mitleid haben, wenn Du wüßtest, welch eine Last un- und halbverdauter Gedanken und rohen historischen Materials auf meinem Gehirnkasten liegt. Die Mühle kann ja das auf ihr befindliche Korn nicht so schnell mahlen, als das Bedürfniß des Bestellers es verlangt.

Der zwei Tage später, am 19. December 1828 abgesandte Brief an die Eltern beschäftigt sich nur mit den Weihnachtsgeschenken und kann deshalb hier außer Betracht bleiben. Dagegen darf dann wieder ein Brief an Hahn, vom 24. December 1828, Aufnahme finden:

Wenn ich auch lange geschwiegen, so habe ich doch Eurer fleißig und in herzlicher Liebe gedacht vor Gott und meinem eigenen Herzen; geredet aber habe ich nicht, weil es mir viel mehr Bedürfniß war, zu mir reden zu lassen, als selbst zu reden. Ich tappe noch mit zugemachten Augen auf meinem neuen Grund und Boden herum und habe noch keine Freudigkeit weder zu dem einen noch zu dem andern, weder zu der Ansicht, daß ich für hier ein für alle Mal ein dürrer Baum sei, noch zu dem Glauben, daß ich einst noch grünen könnte. Ich kann also nur still die Hand am Pfluge behalten und statt rückwärts und vorwärts nach oben hin sehen; und das will ich redlich und still fortthun, und wenn es dieses ganze kurze Leben dabei bleiben sollte. Desto fröhlicher und frischer rührst Du Dich, l. Br., auch nach dem wieder, was uns zuletzt der ehrliche Arndt von Dir erzählt hat. Dabei bleibe denn auch im neuen Jahre, das Dir und mir eine neue reiche Fülle guter Gaben von oben bringen und recht tief in unsere Herzen pflanzen möge als Samenkörner des ewigen Lebens. Es thut mir wohl recht Noth, daß mich aus dem Angesicht Jesu Christi die Erkenntniß von der herrlichen Klarheit unsers Gottes wieder ein Mal recht mächtig anleuchte und in und an mir alle Dunkelheit, Kälte und Schmutz verzehre. Bitte auch Du den Herrn, daß mir so geschehe. Statt alles dessen, was ich Euch, liebe Geschwister, gern geben möchte und nicht zu geben habe, nehmt zu dem neuen Jahre meinen aufrichtigen Glück- und Segenswunsch und die Bitte um Eure fernere geschwisterliche Liebe. Gott mache es mit uns allen nach seinem gnädigen Willen und mache unsre Augen hell und unsre Herzen

weich, daß sie in allem Seinen Willen, Seine Hand, ja Sein Herz wahrnehmen und fühlen: etwas besseres weiß ich mir für Euch und mich nicht zu erbitten.

Morgen Abend, so Gott will, setze ich mich auf die Schnellpost nach Berlin und hoffe um Neujahr wieder hier zu sein. Es ist dieß die erste eigentliche Trennung von meiner Luise. Jetzt aber breche ich diese in höchster Eile hingeschmierten Zeilen ab, um bei Heubners nicht auf mich warten zu lassen bei dem Einbescheeren.

Am folgenden Tage, dem ersten Weihnachtstage Abends reiste Rothe von Wittenberg nach Berlin, um sich dort nach seiner Heimkehr aus Rom wieder selbst vorzustellen, was ihm besonders der unbegründeten Gerüchte über seinen Gesundheitszustand wegen nothwendig erschienen war. Auch jetzt wollte Berlin ihm „nicht schmecken"; dagegen erfreute er sich herzlich der freundlichen Aufnahme im Reinhart'schen Hause und bei allen andern Verwandten und Bekannten. Von den mancherlei Einzelmittheilungen seines aus Berlin am 29. December 1828 an die Eltern gerichteten Briefes scheinen die folgenden hier Aufnahme verlangen zu dürfen:

Hier bin ich wirklich wenig zu mir selbst gekommen; fast immer auf den Beinen, in einem continuirlichen geschäftigen Müßiggange. Die nähere persönliche Bekanntschaft mit den Herren vom Ministerium, namentlich auch mit dem Referenten in den Angelegenheiten unsers Seminars, Hrn. Ehrenberg, ist mir sehr erfreulich gewesen. Ich habe mich durch sie davon überzeugt, Theils daß man nur auf freien Spielraum wartet, um dem Seminar eine durchgreifend veränderte zweckmäßigere Einrichtung zu geben, Theils daß man zu mir Vertrauen hat, und mir wohlwill. Sonderbar genug, daß mich grade diejenigen Herrn, von denen ich es am wenigsten erwarten konnte, mit am allerherzlichsten und offensten aufgenommen haben, namentlich der so verschriene Propst Neander.

Grüße und Empfehlungen an Euch habe ich schockweise gesammelt, von der Tante le Coq und Ferdinand, Balans, Bormanns, Diederichs, Hr. v. Harlem u. s. w. Hr. Reinhart, bei dem ich täglicher Mittagsgast sein muß, wird selbst ein ‚Paar Zeilen beilegen. Bei der Tante le Coq ist viel Kummer, und, so viel ich sehen kann, wenig Grund zu Hoffnung auf Wiederherstellung der Minette. Sehr gefreut habe ich mich, Gröbens wiederzusehen, und bei Ihnen auch die Generalin Dörnberg. Gröben hat mir einige Zeilen von Hrn. Prof. Gerhard mitgebracht, der sich auch Euch angelegentlichst empfiehlt. Bunsen hat den Kronprinzen bis Verona begleitet, fast immer in seinem eigenen Wagen. Der Kronprinz soll überaus zufriedengestellt von seiner Reise sein. Mir wird es auch so gehen, wenn ich erst

wieder im Postwagen sitzen, und Berlin hinter mir haben werde, denn eher geht mein Contentement nicht an.

Aus dem neuen Jahre 1829 sind nun nur noch zwei Briefe Rothe's an seine Eltern vorhanden, und beide noch dazu sehr gedrängt gehalten; dennoch lassen sich auch ihnen noch einige zur Charakteristik von Rothe's wittenberger Professorat wichtige Züge entnehmen. So heißt es in dem Briefe vom 17. Januar 1829 über die Seminarzustände:

Ich habe die dießjährige Sylvesternacht ziemlich kalt auf dem Postwagen zugebracht, und Zeit gehabt, den ganz eigenen Empfindungen ungestört nachzuhängen, die der Rückblick auf das vergangene Jahr in mir erwecken mußte. In jeder Hinsicht habe ich Ursache bei diesem Rückblick recht von Herzen dem Leiter meiner Wege zu danken, und ihm allein meine Zukunft anzubefehlen, mit vollem Vertrauen. Ich kann nicht sagen, daß ich für sie, meine äußere Lage angehend, eigentliche Wünsche hätte. Was ich allerdings wünschen muß, eine zweckmäßigere Organisation unsers Seminars, diese darf ich nach den Erklärungen der Herren vom Ministerio allerdings für die Zukunft hoffen. Daß demselben, sobald unsre beiden Veterani ein Mal abgetreten sein werden, eine völlige Reorganisation bevorstehe, haben mich Nicolovius, Ehrenberg, Schulze und Neander aufs bestimmteste versichert, und ich habe mich unumwunden darüber ausgesprochen, daß ich eine solche Reorganisation für unumgänglich halte, wenn bei der Anstalt überhaupt etwas Erkleckliches herauskommen soll. Uebrigens haben sie mir aufs freundlichste gesagt, daß ihnen daran liege, mich für die Anstalt zu behalten, sie mir aber auch gern, wenn ich dieß vorzöge, eine Anstellung bei einer Universität geben würden. Bisjetzt könnte ich aber in einer solchen noch nichts weniger als eine Verbesserung erkennen. Bei der sauren Arbeit, die ich die ersten Jahre habe, bin ich doch keineswegs blind für die anderweitigen Vorzüge und die edle Unabhängigkeit meiner hiesigen Lage. Schwer ist nun ein Mal aller Anfang, und er würde in einer akademischen Lage nicht leichter sein. Habe ich aber nur erst ein Mal den ersten Cursus durchgemacht, so kann ich dann wirklich auf recht angenehme Weise fortarbeiten. Erhalte ich vollends in Zukunft vielleicht noch ein Stück Exegese hinzu und etwa noch die Ephoralarbeiten, so wüßte ich mir auch für meine Wirksamkeit auf die Seminaristen nichts weiter zu wünschen, als eben auch von meiner Seite rechten Eifer und rechte Treue. Woran ich mein Lebenlang von Zeit zu Zeit zu nagen haben werde, ist ganz unabhängig von meinen äußerlichen Verhältnissen, der Verdruß über die wunderliche Weise, auf die die Meisten sich stellen, wenn sie mit den göttlichen Dingen umgehen, über die unselige Sitte, sich in eine bestimmte Manier hineinzugewöhnen und in ihr abzu-

schließen, alles zur Parteisache zu machen, und ihre Bedürfnißlosigkeit nach Erkenntniß und Besitz der ganzen Wahrheit. Daraus entsteht denn unter Alten und Jungen eine babylonische Sprachverwirrung, bei der keiner mehr einen andern versteht als sich selbst und den Häuptling des Fähnleins, zu dem er gehört. Dieß eine Kreuz ist aber zugleich das Beste, das mir Gott gegeben hat, und womit ich Haus zu halten habe. Ich will mich deshalb auch gewiß nicht darüber beklagen; und hin und wieder findet sich doch ein und das andre noch unbefangene Gemüth, dem alle die einzelnen Parteihabits nicht passen wollen, und dem die reine Wahrheit besser gefällt als die bunte.

Aus dem weiteren Inhalt dieses Briefes sei dagegen nur des Dankes für die reichen Neujahrs- und Geburtstagsgeschenke der Eltern gedacht, sowie der gleichzeitigen Ankunft von vier Briefen ehemaliger „Kirchkinder" von Rom (darunter von Schnorr aus München). Der Brief bricht eilig ab, „um die vor mir aufgeschlagenen Kirchenväter nicht böse zu machen, wenn sie zu lange auf die Audienz warten müssen".

Der zweite Brief aus dem Jahre 1829, vom 11. Februar, hat wieder das Eintreffen mancher Geschenke und Ueberraschungen zu melden, spricht überhaupt das Gefühl wirklichen Wohlbehagens an der neuen alten Heimath aus. So finden wir fast eine Art von Schwärmerei für den deutschen Winter:

Du glaubst nicht, lieber Vater, wie dieser schöne weiße und männliche Winter so ganz nach unserm Geschmack ist. Möchte ich doch fast wünschen, daß es immer Winter bliebe. Daß man im Süden für die Kälte unempfindlicher wird (die italienischen Regimenter in der französischen Armee haben bekanntlich in Rußland am wenigsten gefroren und von der Kälte gelitten,), sehen wir recht an uns selbst; denn bisjetzt fragen wir immer noch, ob denn die eigentlich kalten Tage nun nicht bald kommen werden. Was Licht heißt, das kann man gar nicht ahnden, wenn man nicht an einem hellen Wintertage wie heute die Sonne auf eine solche blendend weiße, nur vom Horizont begränzte Schneefläche hat scheinen sehn. Und vollends, wie will man sonst eine richtige Vorstellung davon bekommen, welch ein unübertrefflich genialer Maler der liebe Gott ist, der mit einer einzigen Farbe eine solche großartige Landschaft hinzuzaubern weis.

Ebenso lautet die Mittheilung über die Arbeitsfähigkeit um Vieles befriedigter:

Mein kirchliches Leben fängt an mich mehr und mehr selber zu interessiren, und ich freue mich schon zum voraus darauf, mit welchem Interesse ich es das zweite Mal lesen werde. Es hat doch auch sein

Anziehendes, sich erst die Bahn brechen zu müssen. Nur muß man sich einen Vers darüber machen, nicht auf ein Mal alles in's Reine bringen und ausschöpfen zu können. Je tiefer ich mich in das Detail einlasse, desto mehr entdecke ich doch auch auf solchen Stellen wirkliches Leben, wirkliche Bewegung geistiger Kräfte, die wunderbar in einander greifen und einander anstoßen, und organische Lebensfunctionen in den großen, auf den ersten Blick ganz unorganisch aussehenden Klumpen, „Kirche" genannt, bringen. Alle Beobachtung wirklichen Lebens aber hat ihren eigenthümlichen Reiz. Auch meine Zuhörer sind satisfait, und ich habe also Ursache, für diesen Anfang Gott zu danken.

Gleich hieran schließt sich sodann Rothe's Antwort auf eine Frage des Vaters wegen seiner eventuellen Promovirung — eine Ausführung, die hier unverkürzt folgen muß:

In der h. Theologie zu promoviren, lieber Vater, wäre ich herzlich geneigt, wenn ich nur schon ein Loch offen sähe, wo ich zu diesem Behuf eine Dissertation einschieben könnte. An dieser sollte es gewiß nicht liegen; aber ich weiß nicht, wohin mit ihr. Denn der ganzen edlen Procedur mich zu unterziehen, durch die man der Ordnung nach zu einem Licentiaten Theol. avancirt, etwa mich noch ein Mal wie ein Schulknabe examiniren zu lassen, dazu bin ich wirklich zu eingebildet, zumal ich mit der Sache gar nichts gewinne; denn zu einer akademischen Stelle (auf die übrigens meine Wünsche bis jetzt nicht im entferntesten hingehen,) wäre ich jetzt ebenso ernennbar, wie nachher, indem die Promotion in hundert Fällen der Ernennung erst nachfolgt, und ich dann doch immer erst wieder zum Doctor der Theol. promoviren müßte (nämlich zum Behuf einer ordentl. Professur), ein Licenciat mir also ganz überflüssig wäre. Ich werde mich also wohl zunächst aufs Lauern legen müssen, bis ich merke, daß man mich irgendwo auf eine bloße Dissertation promoviren will, wozu schon auch Rath werden wird. Hängen sie doch jetzt aller Welt honoris causa den theologischen Haarbeutel an; es kommt ja vielleicht auch ein Mal an mich die Reihe, wenn nur mein ehrlicher Name erst ein Paar Mal unter dem Preßbengel geschwitzt haben wird. Das Warten auf diese Ehre wird mir nicht leicht zu lange währen. Mein gelehrter Ehrgeiz besteht darin, eine Ausnahme zu machen von der jetzigen ziemlich allgemeinen theologischen Schmiererei, und mein Obst nicht eher zu Markte zu bringen, bis es reif und für einen gesunden Magen genießbar ist. Liegt mir an diesem Ruhme etwas, so muß ich schon auf den andern verzichten, für ein Ingenium praecox zu gelten, der in meinen Augen darum nicht sehr beneidenswerth ist, weil, wer so früh erndtet, auch gar früh Stoppeln, und überdieß noch den Sinn und das Gefühl für wissenschaftliche Gediegenheit, Vollendung und Reife eingebüßt hat, — wovon wir ja Beispiele genug um uns her haben. „Und bringen

Frucht in Geduld", in diesem Wort des Herrn liegt für mich eine große Weisheit. Uebrigens soll mein „Lucianus Martyr, Origenista" das Licht der Welt schon erblicken, und den Vorläufer von „Ideen zur Geschichte der christl. Theologie in den 3 ersten Jahrhunderten" abgeben, deren Stamina ich schon lange in mir herumtrage, und die mir durch meine gegenwärtigen Berufsarbeiten wieder von Neuem lebendig geworden sind, und aus ihnen vielfachen Zufluß erhalten. Ich mag aber, eben so wenig als alten Kohl, der Welt jugendliche Ideen auftischen (was mir wirklich nicht schwer fallen würde,), bevor ich sie nicht streng durchgearbeitet, und durch streng geschichtliches Studium im Einzelnen zu ihrer wahren, ihnen vom lieben Gott durch die geschichtliche Entwickelung anerschaffenen Gestalt abgeklärt, mit der vollständigen historischen Begründung geben kann. Kurz, ich kann den Gedanken nicht loswerden, als stünde über meinem Schreibtisch geschrieben: Non multa, sed multum; zu deutsch: Du, Hans Richard Hasenfuß, lass dir's nur nicht einfallen in die Breite zu wollen; denke nur nicht an die Extension deines Thuns (dazu bist du nicht gemacht,), sondern allein an seine Intensivität.

Noch möge aus demselben Briefe eine kleinere Mittheilung über Hahn's Stellung in Leipzig hier Aufnahme finden:

Die Grüße an Hahns werde ich nächstens bestellen. Hahn ist jetzt endlich in die Facultät eingerückt; aber als 5ter Prof. (Tzschirner's Nachfolger, der Superint. Großmann (ehemals in Altenburg) ist ihm vorgeschoben worden) und ohne Antheil an den Revenüen der Facultät. Ich hätte mir es in seiner Stelle als besondere Gnade ausgebeten, außerhalb der Facultät bleiben zu dürfen; ich wüßte nicht weshalb ich mir so um nichts und wieder nichts die zeitraubenden und ärgerlichen Plackereien und die beständigen Collisionen mit meinen gegen mich erbitterten Collegen sollte aufbürden lassen. In meinen Augen giebt es für einen Gelehrten unter den reinen äußerlichen Lebensgütern kein größeres als die Zeit und Freiheit von allem, was Geschäftsleben heist. Hahn sieht es jetzt wohl ein, daß er sehr thörlich gethan hat, Preußen zu verlassen.

Aus dem Sommer 1829 wissen wir nur, daß Rothe die Ferienzeit desselben bei seinen Eltern in Schlesien verbrachte. Von Breslau (13. Juni 1829) ist nämlich ein zweiter Brief von ihm an Bunsen, der den speciellen Zweck hat, diesem den jungen Grafen Dhyrn, Verfasser des Trauerspiels „Conradin von Schwaben" und Sohn des damaligen General-Landschafts-Direktors von Schlesien, zu empfehlen. Doch verdanken wir grade diesem Briefe die Kunde dieses ersten nachrömischen Aufenthaltes in Breslau:

Wie Du aus dem Datum dieser Zeilen ersiehst, bin ich für den Augenblick im elterlichen Hause, zum ersten Male nach unserer Rückkehr. Dieser Umstand wird zugleich die Eil und die Flüchtigkeit dieser Zeilen bei Dir entschuldigen. Ich habe unsern Tholuck, den ich übrigens erst auf eine einzige Stunde gesprochen, nach Euch allen und der Gemeinde ausgeforscht, und Gott gedankt, so viel Erfreuliches zu hören. Gern erführe ich bald wieder ein Mal etwas, namentlich auch wie es Tippelskirch in der Gemeinde und in seinem Hause ergeht. Der Herr gebe so wohl als uns.

Der Mangel an weiteren brieflichen Mittheilungen nöthigt uns jedoch, von der bisher beobachteten chronologischen Ordnung in der Folge abzusehen, um statt dessen die verschiedenen Seiten der wittenberger Thätigkeit so viel möglich in sachlicher Aufeinanderfolge zu beleuchten. Was dabei zunächst Rothe's Leben in Wittenberg im Allgemeinen betrifft, so hat er, nach Schenkel's Mittheilungen, geselligen Verkehr wenig gepflegt: selbst mit Heubner sei er, wie sehr er sich religiös stets einig mit ihm gefühlt, nicht so viel zusammengekommen, weil dieser seine neue heterodoxe Theologie nicht verstanden. Allerdings fehlt es uns nun für die Art des Wittenberger Verkehrs mit Heubner an gleichzeitigen Zeugnissen; die so reichhaltigen Briefe Rothe's an Heubner beginnen erst wieder mit ihrer gegenseitigen Trennung. Daß jedoch die Verbindung Beider trotz der Rothe'schen Heterodoxie auch jetzt eine ungewöhnlich innige war, beweist gleich der erste Brief, den Rothe nach dem Verlassen Wittenberg's an Heubner richtet, und den wir, da das Verhältniß zu seinem hochverehrten Lehrer und Schwager zweifellos die wichtigste aller Wittenberger Beziehungen für ihn war, trotz des späteren Datums gleich hier einschieben. Ein gewisses Verständniß Heubner's nicht blos für Rothe's Persönlichkeit, sondern auch für die tiefste Wurzel der Rothe'schen Theologie dürfte daraus ebenso hervorgehen, wie ein Zurücktreten eigentlich theologischer Besprechungen während des persönlichen Verkehrs.

Der vom 29. September 1837 datirte Brief beginnt sofort (noch) vor dem Bericht über die eben erst zurückgelegte Reise nach Heidelberg):

Vor allem möchte ich es Dir gern sagen können, welch ein erquickender Balsam Dein theurer Brief vom 21. und 22. d. M. (den wir gestern in aller Frühe empfingen) für mein Herz gewesen ist. Er brachte mir die volle Gewißheit davon, daß unsre Gespräche an dem Vorabend unsrer Abreise Dich nicht verletzt und Deine Liebe zu mir nicht verwundet hatten. Auf meiner Seite wußte ich wohl, daß sie

von allem diesem nur die entgegengesetzte Wirkung gehabt hatten; aber ich konnte doch eine leise Besorgniß nicht verscheuchen, daß Du an mir einigermaßen irre geworden sein möchtest. Wie mich dieser Gedanke peinigte, kann ich Dir nicht beschreiben. Nun dem Herrn sei es gedankt und Deiner starken und unverwundbaren Liebe, daß er eine Täuschung war; fortan soll auch nicht mehr die leiseste Sorge dieser Art mein Gemüth trüben. Nein gewiß, Glaubensdifferenzen wie die, welche zwischen uns denkbar wären, sollen und können uns niemals trennen. Ich schäme mich jetzt des Gedankens, daß Du an mir irre werden könntest, denn er konnte nur aus einem Unglauben an die Kraft Deiner Liebe entspringen. Ich sagte mir nur, wie vieles Dir an mir bedenklich erscheinen müsse, wie es Dir nahe liegen müsse, manche meiner Vorstellungen aus derselben Quelle abzuleiten, aus der sie oder doch ganz verwandte bei so manchen andern unzweifelhaft entspringen; aber ich brachte dabei die Macht Deines Glaubens an das Herz des Freundes nicht mit in Rechnung, der es ein Geringes ist, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Und so wird es immer bleiben bei Dir und mir. Wehe mir, wenn es dahin mit mir käme, daß Du mir Deine Liebe entziehen müßtest! Glaube mir es nur, Du bist mir so viel gewesen in den 9 Jahren, die grade mit dem heutigen Michaelistage voll werden, daß ich mit meinem Herzen nicht wieder von Dir los kann. Ich habe immer im Stillen an Dir hinaufgesehen in dieser Zeit, und in allen Fällen, wo mein Urtheil schwankte, mich im Geiste unter Dein Auge gestellt, um zu einem sicheren Entschluß zu gelangen. Und dieses Hinaufsehen hat bei mir gewiß das Gefühl des brüderlichen Verbundenseins nicht von ferne beeinträchtigt. Ich habe mir wohl gar vieles vorzuwerfen in diesen 9 mir so gesegneten Jahren in Ansehung meiner Benutzung des reichen Guten, das Gott mir durch Deine unmittelbare Nähe geboten hat, aber das weiß ich dennoch, daß auch schon der Segen, den ich daraus wirklich geschöpft habe, ein unberechenbarer und ein in die Ewigkeit mir bleibender ist. O vergieb mir alles, was ich versäumt! vergieb es mir, daß ich Dir so wenig gewesen bin; es rührt wahrlich vor allem daher, daß ich mir bei ruhiger Selbstbeurtheilung so oft sagen zu müssen glaubte, ich in meiner Schwachheit und Armuth könnte Dir nichts sein. Auch hierin hat sich ein sträflicher Unglaube gemischt, wie ich jetzt wohl erkenne. Vergiß es, und lasse mir für alle Zukunft die Rechte der vollen vertrauensvollen Liebe an Dein Herz.

Brauchte es nach solchem Herzenserguß noch weiterer Data über das Verhältniß Rothe's zu seinem Schwager, so würde einfach darauf zu verweisen sein, daß nach Rothe's Abgange von Wittenberg die Töchter Heubner's der Reihe nach längere Zeit in seinem Hause zubrachten;*) wie gleich dieser selbe erste Brief aus Heidelberg dankbar

*) Es dürfte hier der beste Ort sein, um der Heubner'schen Kinder, mit denen wir Rothe ausnahmslos bis zuletzt im allervertrautesten Verkehre finden,

der Anwesenheit der dritten Tochter Dorothea gedenkt, die zugleich in den Briefen der beiden folgenden Jahre regelmäßig mit derselben dankbaren Empfindung erwähnt wird.

Auf das fortdauernde persönliche Verhältniß Rothe's zu seinem andern Schwager Hahn wirft allein schon sein Brief an den letzteren vom 3. December 1831, worin er eine ihm angetragene Pathenstelle annimmt, ein helles Licht:

Bevor ich noch dazu gekommen bin, Dir und Deiner lieben Christel unsre geschwisterlichen und herzlichen Glückwünsche zu dem neuen Heil, das Eurem Hause widerfahren ist, zu schreiben, kommst Du mir zuvor und verflichtst mich noch auf eine ganz besonders nahe Weise mit in Eure Freude. Meinen innigsten Dank für diesen neuen Beweis Eures geschwisterlichen Vertrauens und Eurer Liebe, und die Versicherung, daß ich das mir von Euch zugedachte Pathenamt nach seinem vollen Werth zu würdigen weiß und mir den kleinen Anonymus von ganzer Seele werde anempfohlen sein lassen zu treuer Fürbitte um den Segen von dem Herrn, durch den die zarte Pflanze zu Eurer und unser Aller Freude lieblich gedeihen möge! Wie gerne würde ich Euren Wünschen folgen und persönlich anwesend in Eurer Mitte den Tauftag feiern; aber Du siehst wohl selbst, l. Br., daß ich mir jetzt mitten im Vierteljahre eine solche Unterbrechung meines mir hier zugewiesenen Thuns und Treibens nicht

---

insoweit zu gedenken, daß jeder Leser sich unter den verschiedenen Namen zurechtfinden kann.

Die älteste Tochter Marie, schon in den Briefen aus Rom erwähnt, verheirathete sich mit dem Pfarrer Maenß in Rackith. An ihn so wie seine beiden Söhne sind eine Reihe von Briefen Rothe's aus den späteren Jahren gerichtet.

Die zweite Tochter, Charlotte, seiner Mutter Pathin, starb früh.

Die dritte Tochter, Dorothea, 1837—1839 im Rothe'schen Hause, verheirathete sich mit Divisions-Prediger Stürmer in Torgau, und als dessen Wittwe mit dem Regierungsrath Stolzenberg, ist abermals verwittwet.

Heubner's einziger Sohn Heinrich, Pfarrer in Eutzsch, wurde von Rothe noch auf seiner ersten Pfarre in Schlettau 1863 besucht.

Die vierte Tochter, Auguste, (1826 geb.), war 1840—1842 im Rothe'schen Hause, verheirathete sich mit dem Reg.-Rath Wetzel in Frankfurt a. O. Rothe nahm für sie einen Pathenstand von Rom aus an.

Die fünfte Tochter, Elisabeth, Pathin der Frau Rothe, 1853—1854 im Rothe'schen Hause, ist mit dem Gerichtsrath Weymann in Berlin verheirathet.

Die sechste Tochter, Louise (1834 geb.), lebt als Wittwe des Diakonus Gebler in Wittenberg. Ebenfalls die Pathin Rothe's während der Wittenberger Amtszeit. War nur auf Wochen im Hause Rothe's.

Band I, Seite 487, Zeile 17 muß heißen: dem damals jüngsten Töchterchen; der spätern Frau Wetzel.

erlauben darf. Denn wenn ich ein Mal bei Euch wäre, so würdet Ihr mich doch mit Einem Tage nicht wieder los. Es ist daher meine Bitte, daß Du, l. Br., gütig meine Stelle vertreten mögest, überzeugt, daß ich am 11. Euch und Eurem Söhnlein fleißig nahe sein werde, bei dem, vor dessen Thron wir uns ja aller räumlichen Entfernung ungeachtet zusammenfinden können, so oft wir nur wollen, und — ich vertraue es — auch wirklich uns recht oft zusammenfinden. Meine Mutter wird durch Euer liebevolles Andenken sehr freudig überrascht sein. Du willst ihren Namen haben. Hier ist er: Charlotte Bernhardine Sophie geb. Müller. Mein Name, liebes Brüderchen, ist nicht länger, als Du ihn schon kennst. Ich habe nun ein Mal nur einen einzigen Vornamen, der mich noch dazu zum Ausländer macht, ganz gegen meinen Geschmack: Richard.

Hinsichtlich Rothe's Stellung zu den älteren Collegen Nitzsch und Schleusner läßt sich schon von vornherein annehmen, daß sie von seiner Seite den Charakter der Pietät trug. Nitzsch' Randglossen zu der früher mitgetheilten Recension einer von Rothe noch als Seminarist gehaltenen Predigt lassen umgekehrt schon damals eine wirkliche Achtung des Lehrers vor dem Schüler erkennen. Und wo Rothe schon von Rom aus seinem Schwager specielle Empfehlungen an dessen Collegen aufgetragen, so ist gewiß anzunehmen, daß sich das gegenseitige Verhältniß freundschaftlich gestaltete.

Ein langes Zusammenarbeiten mit seinen alten Lehrern war Rothe allerdings nicht beschieden; schon das Jahr 1831 raffte (nachdem Nitzsch noch am 9. Mai 1831 unter Rothe's warmer Theilnahme sein Jubiläum gefeiert) beide hinweg, und in Folge dessen wurde Heubner erster, Rothe zweiter Director, sowie nicht lange darauf zugleich Ephorus.

Nicht ohne Interesse ist es übrigens, daß Rothe's gewohnte Bescheidenheit ihn grade in dieser Zeit auf seine alten Träume von der Dorfpfarre hatte zurückkommen lassen, nur war man in Berlin nicht darauf eingegangen. Wir entnehmen diese beiden Data zwei Briefen Heubner's an Hahn, vom 2. Januar und 14. Februar 1832. Der erste derselben sagt nämlich:

> Der letzte Tag des Jahres ist mir ein höchst betrübender geworden. Unser Br. Rothe theilt mir seinen Brief an Ehrenberg mit, wo er um Versetzung von Wittenberg bittet und um eine Pfarrstelle in Schlesien, weil er nicht hierher zu passen glaube! Ich bin ganz zerdrückt dadurch.

Dagegen heißt es in dem zweiterwähnten Briefe:

Unser Rothe bleibt hier; Ehrenberg hat ihn recht dringend und verbindlich ersucht zu bleiben. Das ist mir ein großer Trost. Sonst hat das Ministerium über die neuen Veränderungen im Seminar noch keine Silbe geschrieben.

Rothe's frühere Lehrerstelle wurde nach seiner Beförderung dem verdienten Herausgeber des Origenes, dem damaligen Berliner Privatdocenten Lommatzsch zu Theil. Wir sehen Rothe mit Lommatzsch bald in lebendigem Verkehr. Schon auf eine ihm von Lommatzsch noch von Berlin aus zugegangene Begrüßung antwortet er am 11. April 1832:

Noch an dem nämlichen Tage, an welchem ich Ihre freundliche Begrüßung vom 9. d. M. empfangen habe, erwiedere ich dieselbe wenigstens mit einigen Zeilen, damit Sie um desto weniger an der Aufrichtigkeit der Freude zweifeln mögen, mit welcher ich, seitdem das Ministerium Sie uns angekündigt, Ihnen als einem zwar noch unbekannten, aber auch so schon herzlich lieben Freunde entgegensehe. Ihre gütige Zuschrift hat die Freudigkeit dieser Hoffnung in mir nur noch mehr beleben können, und ich glaube in derselben eine gute Bürgschaft dafür zu erblicken, daß in Ihnen nicht nur unsrer Anstalt ein gesegneter Lehrer, sondern auch mir persönlich ein naher und treuer Freund geschenkt sein werde. Halten Sie sich überzeugt, daß ich den Werth eines solchen wahrhaft zu schätzen weiß, und daß ich Ihnen schon jetzt alles das Vertrauen und alle die Liebe entgegenbringe, auf deren Erwiederung von Ihrer Seite ich mir einst begründetere Ansprüche zu erwerben hoffe, als ich jetzt besitze. Kommen Sie nur mit guter, fröhlicher Zuversicht, lieber Herr College; ich besorge nicht, daß Ihnen hier unwohl sein wird. Wir haben hier ein kleines Feld zu bebauen; aber um desto mehr können wir es mit vollem, ungetheilten Anliegen des Herzens thun, und es ist wirklich kein ganz unfruchtbares Feld. Das enge Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit jungen Männern, unter denen doch immer mehrere durch ihre Gesinnung und ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit ausgezeichnete sind, hat seine eigenen Reize; und daneben wird Ihnen für die Fortsetzung Ihrer wissenschaftlichen Arbeiten eine schöne Muße übrig bleiben, wie schwerlich in irgend einer akademischen Stellung. Es mag ganz schön sein, auf der Universität junge mit der Theologie noch fast unbekannte Männer für die eine oder die andere Partei leidenschaftlich zu erhitzen: dennoch sagt meinem Sinne der Beruf unvergleichlich besser zu, die so erhitzten Gemüther wieder derjenigen Unbefangenheit zuzuführen, in der man allein die Wahrheit und sich selber rein und ganz und eben deßhalb richtig sieht; freilich nicht um sie zu erkälten, sondern um die trübe lodernde und überallhin sengende

Flamme einer leidenschaftlichen menschlichen Auffassung des Göttlichen zu verklären zu dem reinen und stillen, aber erleuchtenden und erwärmenden Lichte der Erkenntniß des Göttlichen, welche zugleich reine Liebe desselben ist. Ich freue mich innig, daß wir in diesem Punkte Eines Sinnes sind, und versichere Sie, daß niemals dogmatische Verschiedenheiten im Stande sein werden, unser persönliches Verhältniß irgend zu trüben. Sie werden mir grade mit Ihren Differenzen doppelt willkommen sein; denn die Einerleiheit der Geister ist gar nicht mein Geschmack; im Gegentheil, ich habe eine kindliche Freude an der reichen Mannichfaltigkeit der Bildungen der Hände Gottes auf dem Gebiet des geistigen Lebens ebenso wie auf dem der Natur. Am allerwenigsten aber möchte mir neben meinem eigenen getreuen Abbilde wohl sein. Gottlob, in soweit kenne ich den Reichthum und die unerschöpfliche Fülle dessen, was uns in Christo gegeben ist, um zu wissen, daß keiner von uns es vollständig nach allen seinen Seiten auffassen, daß es sich nur in einer großen Mannichfaltigkeit eigenthümlich geschliffener Individualitäten zusammen abspiegeln kann, und daß diese also darauf angewiesen sind, in ihrer verschiedentlich bestimmten Einseitigkeit eng und lebendig zusammenzuhalten, nicht sich spröde gegeneinander abzuschließen. Und auch die ganze Größe der theologischen Wissenschaft liegt mir Gottlob! in soweit klar vor dem Auge, daß ich jeden Schritt, der in derselben gethan wird, nicht als einen Abschluß derselben, sondern nur als eine vorbereitende Stufe zu einem neuen, weiterreichenden Vorschritt erkenne. Haben Sie etwas von mir zu besorgen, so ist es wohl nur dieses, daß ich Ihnen vielleicht hin und wieder lästig fallen werde mit der Bitte, mir weiter fortzuhelfen auf dem mühsamen Wege meines theologischen Strebens, in dem ich deshalb nicht laß bin, weil ich mir zum voraus sage, daß ich sein Ziel auch unter den günstigsten Bedingungen doch nur annäherungsweise werde erreichen können. Wenn von dem guten alten *θεῖα πάντα καὶ ἀνθρώπινα πάντα* — denn damit glaube ich die meiner Ansicht von dem Leben und von der Wissenschaft zum Grunde liegende Grundanschauung in der Kürze am schärfsten bezeichnen zu können, — etwas in Ihnen anklingt, so werden wir einander sonder Zweifel sehr wohl verstehen. Nur machen Sie sich zum Voraus auf allerlei Ketzereien gegen die in Kirche und Wissenschaft symbolisch gewordenen Ansichten gefaßt, auf exegetische so gut als auf dogmatische.

Doch Sie werden meines Geschwätzes längst müde sein; nehmen Sie nur zum Schluß nochmals die aufrichtigste Versicherung, daß ich mich des nahen Verhältnisses herzlich freue, in das wir zusammengeführt werden, und daß die Hoffnung eines recht nahen freundschaftlichen Umgangs mit Ihnen eine sehr wesentliche Stelle einnimmt in dem Entwurf meines ferneren Lebens in Wittenberg. Können wir hier vorläufig etwas thun, um Ihre hiesige Ansiedelung zu erleichtern und

vorzubereiten, so mache ich es Ihnen zur Pflicht, daß Sie sich dieserhalb mit Ihren Aufträgen an keinen andern wenden als an mich. Auch meine Frau, die sich Ihnen unbekannterweise freundlich empfiehlt, erbietet sich Ihnen hierzu von Herzen. Erwiedern Sie, wenn ich bitten darf, meinerseits angelegentlichst die Empfehlungen, die mir durch Ihre Güte zugekommen sind. . . . Mit der freudigen Aussicht, Sie recht bald von Angesicht kennen zu lernen, und mit der Bitte, einstweilen ein gutes Vorurtheil für mich zu bewahren, bin und bleibe ich aufrichtig Ihr herzlich ergebener R.

Und der Verkehr Rothe's mit dem schon in der Ferne so freudig bewillkommneten neuen Collegen wurde denn auch bald ein recht freundschaftlicher. Den besten Einblick in die Art ihres Verkehrs giebt wohl ein humoristisches Zettelchen Rothe's an Lommatzsch, vom 27. Februar (ohne Angabe des Jahres):

Meine Frau hat heute den Einfall gehabt, Pfannkuchen zu backen. Sie würden uns eine Freude machen, wenn Sie uns helfen wollten, diese corpora delicti aus dem Wege zu schaffen. Wollten Sie nicht heute Abend nach Ihrem Souper, etwa um 8 Uhr, mit Ihrem Rudolph zu uns kommen, um Ihre Anstrengungen mit den unsrigen zu verbinden. Aber im Schlafrock; man kann sich sonst nicht bequem bewegen.

Die genaue Verbindung beider Familien geht auch aus einem andern Briefchen, vom 19. Oktober 1835, hervor:

Ich habe Ihnen heute die Unwahrheit gesagt wider Willen. Marie Heubner ist wirklich gestern noch zurückgekehrt, um 10 Uhr Abends. Sie bringt zugleich für Sie von Ihrer Fräulein Tante viel Grüße mit, und eine Botschaft, die ich Ihnen nicht länger vorenthalten wissen möchte, und zu der wir von Herzen Glück wünschen. Ihrem Herrn Oncle in Berlin ist nämlich in der Nacht auf Ihren Geburtstag ein gesundes Töchterchen glücklich geboren worden.

Nicht blos mit den am gleichen Ort befindlichen Collegen aber sehen wir Rothe in freundlichstem Einklang. Auch die von Wittenberg heimgekehrten Candidaten, die den Verkehr mit ihm pflogen, sind auf seiner Seite der herzlichsten Theilnahme sicher. Den besten Beleg hierfür geben wohl zwei Briefe an Candidat Winckel, den spätern Superintendenten und Doktor der Theologie, dem wir bereits als Berichterstatter über Rothe's Begrüßung im Kreise der Candidaten gefolgt sind. Beide Briefe sind noch aus dem Jahre 1831; dem Zusammenhang nach aber schienen sie sich am besten hier anzuschließen. Der erste Brief (aus dem auch schon in Gelzer's Monatsbl.

ein Auszug mitgetheilt wurde) datirt vom 4. März 1831 und lautet in den Hauptausführungen folgendermaßen:

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für die Freude, die Sie mir durch Ihren Brief vom 30. Januar gemacht. Wenn mir auch keine Kunde, die von Ihnen hierher gekommen, entgangen ist, so that es mir doch besonders wohl, wieder ein Mal von Mund zu Mund mit Ihnen zu reden. Es ist die reine Wahrheit, daß mich oft recht nach Ihnen verlangt, und daß ich bei gar manchen Bewegungen, die in meinem Gemüthe anschlagen, sei es als Empfindungen oder als Gedanken, im Stillen zu mir spreche: was würde unser lieber Winckel dazu sagen? Die Zeit seit Ihrem Abschiede von hier ist ohnehin eine so gar bewegte, und namentlich auch für die christliche Welt bedeutungsvolle gewesen, so daß man doppelt das Bedürfniß empfindet, sich von denen, mit welchen man Eins zu sein vertraut in dem Einen, welches allein einigen kann, die Versicherung wiederholen zu lassen, daß man auch Eins geblieben, ungeachtet der großen Erschütterung, die in die Herzen und Gedanken gekommen ist. Ich werde es Ihnen nicht erst besonders sagen, welchen nahen Antheil ich an den scheinbaren Krümmungen genommen habe und fortwährend nehme, welche die Führung Ihres Gottes Ihrem Wege zum Predigtamt gegeben hat. Wie wehe Ihnen das thun muß, fühle ich ganz; aber ich denke auch, Sie werden jetzt nun schon zum Theil aus wirklicher Erfahrung gelernt haben, daß Ihnen ein solcher Umweg gut war, und wozu. Nicht als ob ich selber das wüßte; aber das weiß ich: wer es zu wissen braucht, wie derjenige, den es betrifft, dem zeigt es der Herr auch. Und dann noch Eins, lieber Bruder, sehen Sie diesen Druck als eine kleine Vorschule an für das stille und freudige Ausharren unter einem andern Druck, der unter der Führung des Amtes selbst sich bei Ihnen über kurz oder lang unvermeidlich einstellen wird, ein Druck, der darum um so tiefer hineingreift in das Innerste des christlichen Herzens, weil er unsere Persönlichkeit nicht unmittelbar berührt. Sie werden mich jetzt unmöglich verstehen können; aber nehmen Sie das Unverstandene einstweilen als eine Art von Vorhersagung an, die ich keineswegs allen evangelischen Predigern stellen möchte, die aber an Ihnen sich gewiß bewähren wird; und lassen Sie sich übrigens nicht zu bange sein vor ihrer Erfüllung, denn der Druck, den ich meine, ist nichts als die Folge dessen, was in dem Leben in Christo mit das Allerherrlichste und Allerseligste ist, und des immer klarer und lebendiger werdenden Bewußtseins hierum. Er führt seinen Trost reichlich mit sich, und nimmt dem lautern Herzen seine Freudigkeit nicht. Ich will Sie gewiß nicht in Ihrer Freudigkeit stören durch unnöthige Gedanken an eine Zukunft, die Ihnen vielleicht noch fern liegt; nur deswegen rede ich davon, weil mir Ihre jetzigen Verhältnisse vorzugsweise geeignet schienen, um darin in der erfahrungsmäßigen Erkenntniß der Wahrheit etwas vor sich zu bringen, die einem dann allein

als Compaß dienen kann: „wenn ich schwach bin, so bin ich stark; so ich mich je rühmen soll, so will ich mich meiner Schwachheit rühmen."

Lassen Sie uns nun auf Ihre Predigten kommen. Mein Rath würde immer sein, daß Sie bei der Ausarbeitung derselben so wenig als möglich an Ihre Herren Censoren dächten; denn solche Rükſichten führen uns gewöhnlich nur noch tiefer in die Dornen und Hecken hinein. Verschweigen Sie nichts um jener Herren willen, stellen Sie auch nicht einmal etwas um ihretwillen minder ins Licht, was in Ihrem Bewußtsein im Vordergrunde steht; aber stellen Sie Ihre Arbeit — abgesehen von der Censur des Herrn und seines Geistes, die freilich bei der Sache das Allerunentbehrlichste ist, — desto strenger unter Ihre eigene Censur. Wessen Hauptklippe die Unpopularität ist, der fühlt selbst noch weit früher und schärfer als seine populären Kritiker, wo er in dieser Beziehung sündigt. Das weiß ich aus eigener Erfahrung. Die Hauptgefahr ist dabei auch die, daß man sich einredet, die Ursache der Unpopularität liege an der Sache, die man zu sagen hat, und nicht an dem ungeschickten Aufthun des Mundes, und es sei nur eine Alternative offen, entweder dem Tiefgehen der Auffassung der christlichen Wahrheit in dem Vortrage an die Gemeinde Grenzen zu stecken (die dann immer sehr willkürlich gesteckt werden müssen) oder auf eine durchgängige Popularität Verzicht zu leisten. Gegen solche Gedanken opponire ich aber bei mir allezeit ernstlich, gegen den einen so gut als gegen den andern. Nicht doch, sage ich zu mir, du gemächlicher alter Adam; Wahrheit und Klarheit können ja nicht ohne einander sein, eben so wenig als Güte und Schönheit; du täuschest dich nur eben darin, daß du die Wahrheit schon zu haben meinst, so lange dir noch für ihren Ausdruck die Klarheit fehlt. Der Gott der Geheimnisse ist auch der Gott der Ordnung. Hier eben gilt es nun den angestrengten Fleiß, der nicht müde wird, unsere eigene Arbeit immer wieder von Neuem mit einem überall Mysticismus witternden Urtheil zu durchforschen, die Gedanken, die gleichsam Klippen bilden, an denen sich der stille, klare Fluß der Rede bricht, immer wieder von Neuem herauszunehmen und umzugießen. Ein solcher Fleiß, der freilich nicht in eigenwilliges Rennen und Laufen ausarten soll, bleibt nicht ungesegnet und vergeblich. Das aber steht allerdings hierbei fest, so lange man eine Gedankenverbindung bei sich selber nur erst von ferne anklingen hört, und sich noch nicht von jedem einzelnen Tone Rechenschaft geben kann, den man vernommen, so lange muß sie aus der Predigt herausbleiben, und scheine sie uns auch die richtigste und fruchtbarste; in diesem Falle ist keine Popularität möglich. Und dann noch Eins, lieber Winckel, das Ihnen ein Trost sein möge bei manchem strengen Urtheil, wie ich mich auch oft damit trösten muß; es ist unbillig, bei demjenigen, der überhaupt in der Versuchung steht, unpopulär zu sein (denn gar viele kommen gar nicht in diese Versuchung), schon am Anfange seiner Laufbahn eine Vollendung der

Popularität zu erwarten, wie sie erst das Resultat seiner vollendeten Entwickelung sein kann. Es wird uns das nicht leicht Jemand glauben, der nicht selbst in der Versuchung drin steht; und darin müssen wir uns eben ergeben, uns aber das Gewissen deshalb nicht ängstlich im schlimmen Sinn werden lassen; denn glauben Sie es nicht mir, sondern dem Herrn und den Aposteln, die in dem heute zu Tage hergebrachten Sinn des Wortes so unpopulär waren, als man es nur sein kann; es ist nicht die sogenannte Popularität der Predigt, welche vorzugsweise ihre Wirkung bedingt. Die populärsten Predigten gehen meistens in aller Ruhe zu dem einen Ohre hinein und zu dem andern wieder heraus, und es schadet dem Zuhörer gar nichts, wenn ihm ein Paar Gedanken in einer harten Schale im Gemüthe haften bleiben; nur dürfen es freilich keine leeren Schalen sein. Ich meines Theils suche mich besonders davor zu hüten, zu viel Stoff für eine Predigt mir zu nehmen, und vor einem gewissen andeutenden Genus, das weder eine ordentliche Ausführung, noch eine bloße Aufstellung der Gedanken ist. . . .

Wenn Sie Zeit haben, l. Br., so schreiben Sie mir ein Mal wieder; Sie werden mir damit sehr wohl thun; auch sollen Sie nicht mehr so lange auf Antwort warten dürfen wie dieses Mal. Ihrem Herrn Vater danken Sie doch herzlich für sein freundliches Andenken, und bitten Sie ihn um die Erhaltung desselben. Von meiner Frau die herzlichsten Empfehlungen. Gott sei mit Ihnen! Behalten Sie mich brüderlich lieb, wie ich Sie von Herzen liebe.

Rothe's zweiter Brief an Winckel, vom 9. Mai 1831, kündigt hauptsächlich ein ausführlicheres Schreiben an. Da dasselbe sich aber nicht mehr auffinden ließ, so seien wenigstens dem Anmeldungsbriefe selbst einige bezeichnende Worte über den Adressaten wie den Schreiber selber entnommen:

Von ganzer Seele erflehe ich für Sie und Ihre Lina den Segen des Herrn herab, und danke Ihnen für Ihre Mittheilungen über dieses Ihr neues Verhältniß. Zweifeln Sie nicht daran, l. Br., daß Ihnen dasselbe eine neue und fortfließende Quelle der heiligenden Gnade, und ein neuer Cursus in dem großen Erziehungswerke Ihres himmlischen Freundes und Leiters sein werde. Lassen Sie Sich aber dadurch auch das Stillesein und Harren nicht erschweren. Es wird Ihnen ein Mal besonders Noth thun, unerschütterlich dessen gewiß zu sein, daß der Herr selbst Sie auf den Platz gestellt, auf welchem Sie werden in Seinem Namen wirken sollen. Doch meine eigentliche Antwort auf Ihren Brief soll erst später folgen; in diesen Tagen, wo wir unsere lieben Hahns aus Leipzig hier haben, will die Zeit schlechterdings nicht dazu ausreichen. Seien Sie aber nicht besorgt, daß ich über Sie den Stab brechen sollte, weil Sie an der Ev. K. Ztg. zum Theil irre geworden sind; es geht mir selbst nicht besser. Es dauert

gar lange, bis man das Wort des Herrn von dem Reiche Gottes, daß man von demselben nicht solle sagen können: „siehe hier, oder siehe da ist es" gründlich verstehen lernt.

Unser Heubner, der Sie aufs herzlichste grüßt, ist wieder ein Mal von einer Krankheit heimgesucht. Acht Tage nach Ostern befiel ihn ein überaus heftiges Wechselfieber, und wiewohl er jetzt seit mehr als 8 Tagen von demselben befreit ist, so ist er doch noch in hohem Grade angegriffen und darf das Zimmer noch nicht verlassen. . . In Kurzem sollen Sie mehr von mir lesen; für heute nur noch die brüderlichsten Segenswünsche für Sie und alle die, welche Ihnen verbunden sind. Lassen Sie uns in dem Eins bleiben, in welchem allein eine unvergängliche Gemeinschaft ist.

In dieselbe Zeit wie dieser erste Briefwechsel zwischen Rothe und Winckel fällt der Anfang eines andern nicht minder bedeutsamen brieflichen Verkehrs, mit Carl Friedrich Frühbuß aus Sorau, der ein Jahr später als Winckel, zu Michaelis 1828, also gleichzeitig mit Rothe's Amtsantritt, in das Wittenberger Seminar eingetreten war und im Jahre 1832 Pfarrer zu Prittag, im Grüneberger Kreise wurde. Rothe's erster Brief an ihn datirt vom 10. April 1831 und enthält eine für den Briefschreiber höchst charakteristische Schilderung von der Art seines Freundschaftsbedürfnisses:

Von ganzer Seele schlage ich in die Freundeshand ein, die Sie mir so freundlich anbieten. Es geschieht dabei aber von meiner Seite nichts Neues, als eben das Einschlagen; denn ein lieber, theurer Freund sind Sie mir schon wer weiß wie lange gewesen; nur daß ich dabei — das ist reine Wahrheit — auch nicht von ferne auf den Gedanken gekommen war, daß Sie Ihrerseits an mir irgend etwas gefunden hätten, was der Rede werth wäre. Konnte ich auch darauf kommen? wüßte ich doch selbst wahrlich nicht, wo etwas der Art an mir säße! Ja ich weiß es auch nach Ihrem Briefe immer noch nicht, und mag es auch gar nicht lernen, weder von Ihnen, noch von sonst jemandem. Aber nichts destoweniger that es mir doch gar wohl, zu lesen, daß ich Ihnen auch lieb bin, wie Sie es mir sind. Nur zu oft komme ich mir vor wie ein dürrer Baum, für den ich nicht ein Mal eine Stelle wüßte, an die verpflanzt er lustige Frucht bringen würde; und das Gefühl hiervon beklemmte mich grade in den Tagen nicht wenig, in denen ich Ihren Brief erhielt. Nun ich will darüber jetzt nicht viel Worte machen, es kommt wohl ein Mal eine Zeit, wo ich ähnliche Klagen auch aus Ihrer Feder lese. Was ich Ihnen dann sagen würde, das sage ich jetzt mir: daß man darum nicht verzweifeln solle, wenn man auch in der ungeheuren Zahlenreihe, welche die Summa der göttlichen Weltregierung ist, nur als Null dasteht; auch eine Null kann in ihr etwas bedeuten; nur daß man sich sagen könne, man

habe mit seinem Leben nicht Sich und das Seinige gesucht. Und, lieber Frühbuß, bei wem es das gemeinsame Bekenntniß, daß es noch etwas Besseres gibt, dafür man leben und hoffen könne, als das erbärmliche eigne Ich, und daß dieses Bessere, ja schlechthin Beste in dem erschienen und uns zum Besitz und Genuß dargeboten ist, der, wiewohl er keine Gestalt noch Schöne hatte, dennoch der Schönste unter den Menschenkindern war und ewig bleiben wird, — ist, über dem er mir die Hand reicht, bei dem besorge ich auch nicht, daß er sie ein Mal wieder zurückziehen werde. Eine Besorgniß, die ich unter andern Umständen nicht würde unterdrücken können. Denn ich habe, Gott sei Dank! das Unglück, daß ich, ungeachtet der Continuität meines Ichs, nach ein Paar Jahren immer wieder ein andrer bin, ja ich bin lange genug so thöricht gewesen, zu meinen, dieß sei ganz das natürliche, und in der Schule eines Lebens, das so reich sei, wie dieses arme irdische, könne und dürfe man, wenn dasselbe an der Hand der Führung Gottes und unter Seinen Augen geführt werde, gar niemals auslernen und Meister werden. Niemand hat also an mir etwas Festes im gewöhnlichen Sinne des Worts, keine Partei einen Parteigänger, der die Parole zu behalten weiß, kein rüstiger Kämpfer einen Gegner, mit dem ihm alle freundlichen Berührungspunkte abgingen; was aber jedermann, dem damit gedient ist, an mir finden kann, das ist ein redliches und treues Gemüth und ein Kopf voll allerhand närrischen Gewürms, mit dem ich niemanden belästige, der mich nicht selbst darauf zu sprechen bringt. Einem solchen Sonderling ist ein Freundesherz von doppeltem Werth; denn er kann nicht darauf rechnen, daß viele mit ihm gemeinschaftliche Sache machen werden. Bewahre der Himmel also, daß ich Sie sollte ganz von mir loskommen lassen, nachdem Sie sich ein Mal selbst gefangen gegeben haben. An meinem Festhalten soll es nicht fehlen, das verspreche ich Ihnen von Herzen. Auch fragen Sie so viel Sie wollen; was ich antworten kann, will ich schon antworten, und wo ich keine Antwort weiß, da schäme ich mich nicht, es zu bekennen; zu oft aber werden Sie mir nie kommen; und wenn Sie auch oft meinen Kopf nicht zu Hause finden werden, so doch gewiß immer mein Herz. Es versteht sich, daß Sie mir auch in Beziehung auf Sie die gleichen Rechte einräumen müssen.

Besonders wichtig unter den übrigen Briefen Rothe's an Frühbuß ist aber das ausführliche Schreiben vom 17. April 1832. Wir entnehmen demselben zunächst eine Ausführung über den Unterschied brieflichen und persönlichen Verkehrs, die in dem Wunsche mündet, den jüngeren Freund, dessen von Rothe persönlich geschätzte Braut in Wittenberg weilte, bleibend an den Ort seiner eigenen Wirksamkeit zu fesseln:

Bloße Faulheit ist es nicht, was mich zu einem so jämmerlichen Correspondenten macht. Großentheils liegt meine Unlust zum Briefschreiben auch mit in dem lebhaften Gefühl theils von dem Unzureichenden meiner brieflichen Mittheilungen, bei denen ich immer noch so gar vieles, und meist grade das Beste, unniedergeschrieben im Rückhalt behalte, theils von der dabei so sehr nahe liegenden Gefahr in eine Selbstbespiegelung zu gerathen, die ich doch von ganzer Seele hasse. Wenn ich deshalb irgendwie Aussicht habe auf die Möglichkeit einer nicht allzufernen persönlichen Besprechung mit einem lieben Freunde, so kostet es mich eine wirkliche Ueberwindung, die Feder anzusetzen, um ihm vorzukritzeln, was sich nach meinem Gefühl eigentlich nur sagen läßt. Und einer solchen Hoffnung habe ich mich in Ansehung Ihrer in der That hingegeben; ja ich bin fast böse, daß Sie dieselbe nicht ein Mal wiederangefrischt, und den stoischen Entschluß gefaßt zu haben scheinen, sich hier nicht eher wieder sehen zu lassen, als bis Sie sich wahrscheinlich für längere Zeit zum letzten Male uns zeigen werden, nämlich um dasjenige abzuholen, was Sie jetzt hierher zieht. Wirklich, mein Theurer, denken Sie ernstlich daran, Ihren Wanderstab wieder ein Mal hierher zu setzen; Sie sind jetzt noch Ihr eigner Herr, und Ihre liebe Braut ist keine solche Stoikerin; doch wenn Ihnen dieß nicht einleuchten will, so erwägen Sie doch meinen früheren Gedanken noch ein Mal ernstlich, dessen Wiederaufnahme Sie vielleicht aller ferneren Besuchsreisen hierher überhebt. Ich meine die Sache mit dem hiesigen Diakonat. . . Ihnen könnte, so kommt es mir vor, hier kaum eine Wirksamkeit fehlen. Sie wären — nichts für ungut — hier ein ganz vortrefflicher Honoratioren-Prediger, und ich hoffe noch mehr — Honoratioren-Seelsorger. An einem solchen fehlt es uns doch wirklich hier gar sehr. Also, l. Br., erwägen Sie doch noch ein Mal ruhig vor Gott und Ihrem eignen Gewissen, was etwa unter diesen Umständen an Ihnen wäre, zu thun. Ich muß es Ihnen gestehen, meine Reflexionen über diesen Punkt sind sehr bestimmt tingirt von demjenigen Interesse, welches sie überhaupt in Bewegung gesetzt hat, nämlich von dem überaus lebhaften Wunsche, daß es doch Gottes Wille sein möchte, daß wir an Einem Orte leben könnten; und ich muß gewissenshalber Sie gleichzeitig daran erinnern, ehe Sie einen Entschluß fassen, ja aufs reiflichste zu überlegen, ob Sie in Ihrer hiesigen Stellung die Bedingungen, um mit dem empfangenen Pfunde treu und freudig hauszuhalten, wirklich sehen. Aber nachdem ich dieses gethan, brauche ich Ihnen doch auch kein Geheimniß zu machen aus der Freude, die meine Brust in Bewegung setzt bei dem Gedanken, Sie für die Zukunft in meiner unmittelbaren Nähe zu haben, und zugleich uns Ihre liebe Fräulein Braut nicht aus Wittb. fortführen zu lassen. Dieser Gedanke elektrisirt mich jetzt noch merklich stärker als zur Zeit da ich Ihren Brief zum ersten Male las. Denn damals glaubte ich für meine Person bei Ihrer Hierherkunft nicht eben bestimmt betheiligt zu sein.

Von allgemeinem Interesse sind in demselben Briefe ferner einige Ausführungen Rothe's über die eigenthümliche religiöse Wirksamkeit, die Frühbuß damals unter einem gebildeten Damenkreise in Sorau gefunden:

Daß ich Ihre Idee vollkommen billige, wissen Sie schon; der glückliche Erfolg der Ausführung hat mich aber überrascht. Und zwar ist er mir ganz besonders wichtig, als neuer thatsächlicher Beweis davon, was so wenige Leute ernstlich glauben wollen, — daß das Christenthum wirklich nach der neusten Pariser Mode gekleidet gehen kann, ohne dadurch weder zur Blasphemie noch zur Karrikatur zu werden. Ich kenne kaum eine unzweideutigere Probe seiner inneren Wahrheit. . . . Das ist grade die eigenthümliche Schönheit der Frömmigkeit des Weibes, daß bei ihm die Reflexion nichts darum weiß, was das Herz thut, — in einem Grade, wie dieß bei uns Männern nicht sein kann, und auch nicht sein soll. Ich bin überzeugt, daß sich kein Mädchen und kein Weib durch Schriftstellern in seiner Frömmigkeit gefördert fühlen kann. Als ob in den Zimmern der Damen nicht schon Spiegel genug hingen, wollen Sie noch einen mehr darin anbringen, und was das schlimmste ist, grade den treusten, strengsten Zuchtmeister des weiblichen Herzens zu einem solchen Trümeau machen.

In Verbindung damit steht eine von wirklich praktischem Geschick zeugende Uebersicht der für einen solchen Damenkreis passenden Lektüre:

Ich soll Ihnen Lektüre für Ihren Damenkreis vorschlagen, aber meine Kenntniß dieses Gebiets ist sehr unvollständig. Steffens hat doch viel der Art geschrieben, und fährt noch immer damit fort. Schubert's Reise ins mittägliche Frankreich läßt sich ja auch ein Mal lesen. Wollen Sie es nicht auch mit Wilhelmi versuchen, dem Verf. von Wahl, Führung ꝛc. Zwischenein läßt sich vielleicht auch ein Mal Miß Kennedey hören. Interessanter für manche unter Ihren Zuhörerinnen ist vielleicht Zinzendorf's Leben von Varnhagen von Ense und Wesley's Leben von Southey. Selbst aus Schubart's (des Dichters) Leben ließe sich manches mittheilen. Auch eine Lebensbeschreibung von A. H. Franke würde anziehend und zweckmäßig für die Bedürfnisse Ihres Vereins sein; aber nicht die von Guericke, lieber die Knapp'sche in „Frankens Stiftungen". Ich würde aber freilich alle diese Dinge nur mit Auswahl mittheilen, sonst langweilen sie. Auch Hamann's kurze Selbstbiographie (im 1. B. der Rothschen Ausg.), vielleicht mit Hinweglassung einzelner weniger Stellen, würde für Ihre Damen von ergreifender Wirkung sein. Abstrahiren Sie auch nicht gänzlich von den Briefsammlungen; Herder's, Jakobi's, Joh. v. Müller's u. A. Briefwechsel werden auch für Ihre Zwecke manche Ausbeute

gewähren, und Sie selbst werden bei dem Nachsuchen darin nicht ohne Frucht ausgehen.

Ganz besonders aber nimmt endlich die Schlußausführung dieses Briefes unser Interesse in Anspruch, die im Hinblick auf einen gleichzeitigen „salbungsvollen" Brief Tholuck's die einfache schlichte wahrhafte Frömmigkeit Rothe's darlegt:

Diesem Briefe liegt ein anderer von Tholuck bei; oder Sie mögen auch den ersteren bloß als die Emballage des letzteren betrachten.

Der gute Tholuck hat uns zu meiner großen Freude wieder ein Mal eine Woche geschenkt, und mich recht erfrischt. Ungeachtet der vielfachen Differenzen auf der Oberfläche unsers geistigen Lebens finden wir in der Tiefe desselben an so vielen Punkten eine überraschende und tiefgreifende Uebereinstimmung, daß wir uns vortrefflich verstehen, indem wir uns gegenseitig bestreiten. Das Eine wird mir allerdings neben ihm immer klarer, wie ich mit meinem Christenthum ein reines Kind der Natur, ein reiner Naturalist und Autodidact bin, ohne alle Schule. Aber es will mich immer noch nicht gereuen, daß Gott mich so geführt hat. Auch indem ich daran denken muß, dieser Epistel ein Ende zu machen, werde ich wieder unwillkürlich auf diesen letzteren Punkt geführt. Es fällt mir nämlich ordentlich auf die Seele, daß ich Ihnen wiederum so ohne alle Salbung geschrieben habe, so ganz ungeistlich. Es sollte mir freilich wehe thun, wenn Sie aus meinen Zeilen gar nichts von geistlichem Odem anwehte. Christliche Freunde sollen einander ja wohl Prediger und Seelsorger sein, und einander anfrischen, die lässigen Hände wieder aufzurichten und die müden Kniee, was uns ja allen so Noth thut. Aber ist's Ihnen nicht auch so, wenn Ihnen ein christl. Freund herzlich die Hand drückt, daß Ihnen dieses stumme Zeugniß von dem, was in seinem Herzen lebt und das Ihrige mit dem seinigen verbindet, eine beredtere Paräneſe ist, von allen Kräften des Herzens den wieder zu lieben, der uns zuerst geliebt hat, und in Seiner Liebe uns untereinander, als eine lange Auseinandersetzung der Sache, und wenn sie noch so schön gelänge? Es ist eine köstliche Sache um einen Freund, der über unsre Seele wacht, wie über seine eigne, und es gibt keine süßeren Momente der Freundschaft, als wenn uns ein Freund straft mit dem ganzen Ernst, der nur der innigen Liebe zu Gebote steht; aber ein andres ist es, sich ohne Beziehung auf bestimmte concrete Zustände des Freundes in allgemein gehaltenen Expectorationen christlichen Inhalts zu ergießen. Mir geht dieß letztere nun ein Mal nicht vonstatten; mich erbaut der Freund im Priesterrocke nicht, sondern ich bitte ihn alle Mal, den schwarzen Rock abzulegen, und sich vertraulich zu mir hinzusetzen. Das ist ja eben das große Privilegium des Freundes, daß er im Alltagskleide von dem Heiligsten

zu mir reden darf. Verlangen Sie also nicht, daß ich über Sie christlich moralisire oder Ihnen christlich vormoralisire oder vorsentimentalisire. Ich weiß von Ihnen, daß Sie nicht auf Ihre eigne Verantwortung und Rechnung dahinleben, sondern Ihr Herz unter Gottes Auge und Zucht in Ihren Händen tragen. Wüßte ich dieß von Ihnen nicht, so würde unsre ganze Freundschaft ein Unding sein. Nun ich es aber weiß, lebe ich auch des freudigen Vertrauens, daß Sie täglich auf die Stimme des Herrn hören, und sich von ihr strafen und zur Treue und Liebe erwecken lassen; und predige Ihnen nicht, was Sie sich selber sagen. Finde ich Sie ein Mal auf Ihren eignen Wegen, dann, lieber Frühbuß, soll die Strafe und Erweckung eintreten; aber dann ganz in concreto. Und Sie werden mir auch nichts nachsehen: das gute Zutrauen habe ich zu Ihnen.

So innig jedoch Rothe's Verkehr mit Collegen und Schülern, so fest und selbständig war umgekehrt sein Auftreten unberechtigten Zumuthungen gegenüber. Grade der Antritt des Ephorats, womit eine größere Dienstwohnung verbunden war, sollte ihm Veranlassung geben, dem Seminarcurator, der ihn in seinen Rechten verkürzen wollte, seine männliche Energie zu bethätigen. Da Schenkel den Vorfall näher mitgetheilt hat, so sei er hier nur insofern berührt, als er dazu beitragen mag, die Meinung von einer Art von Schwäche Rothe's im gewöhnlichen Leben in ihrer ganzen Unrichtigkeit darzulegen. Pflegte er doch sogar den Bettlern, bevor er auf ihre Bitten einging, einen polizeilichen Nachweis ihrer Bedürftigkeit abzufordern! Und beglückwünschte er doch von Heidelberg aus Heubner's Sohn gradezu, daß er fechten gelernt und somit rohen Burschen gegenüber nicht wehrlos dastehe.

Ueber den eben erwähnten Streit mit dem Curator (Rendanten) sei also nur das rein Thatsächliche einem Briefe Heubner's an Hahn vom 3. December 1833 entnommen:*)

Unser Bruder Rothe hatte vor einigen Wochen einen kränkenden Auftritt mit dem Rendanten, und ließ sogar fühlen, sein Hierbleiben könne dadurch gestört werden: was mich, wie Du leicht denken kannst, höchst bekümmerte; doch ist die Sache beseitigt. Der Rendant

*) Demselben Briefe gehört folgende bezeichnende Mittheilung über das gegenseitige Verhältniß der drei Familien an: „Einen Ersatz für Deine Briefe, deren ich mich selbst durch meine Verspätung beraubt, geben uns die Nachrichten des lieben Vater Rothe, der fleißig über Dich berichtet hat. Danke ihm in meinem Namen dafür."

hatte ihn, da sein (Rothe's) Holz im Hause abgeladen war, deshalb auf eine ganz unwürdige Weise angefahren; aber das Schlimmste war, daß auf eine Beschwerde von unsrer Seite der Minister dem Rendanten Recht gab, worauf R. dem Minister erklärte, ausziehen zu wollen. Nun aber kam der O. Reg. Rath Krosigk von Merseburg und legte die Sache bei, indem . . . es Rothe so gut wie abbat. Gott erhalte uns Rothen! Doch gedenke davon gegen den Vater nichts, falls R. nicht selbst es ihm geschrieben hat, was ich nicht glaube.

Doch noch hörten wir Rothe selber nicht über die bereits oben (S. 18) gemeldete Erhöhung seiner Stellung, und tragen deshalb hier einige seiner eigenen Aeußerungen darüber nach. Ueber die Befestigung seiner Stellung im allgemeinen und die gleichzeitige Berufung von Lommatzsch schreibt Rothe noch in dem bereits einmal benutzten Briefe vom 17. April 1832 an Frühbuß:

Ich hatte mich dem Ministerium unumwunden erklärt über die großen Bedenken, die sich bei mir immer mehr festsetzten in Ansehung meiner Tauglichkeit für das Seminar (was mir schlechterdings Gewissenssache war), und zwar meine Bereitwilligkeit ausgesprochen, wenn das Minist. es nach jenen Selbstgeständnissen noch so wolle, hier zu bleiben, aber doch, in der Voraussetzung, daß das Minist. meine eigne Ansicht von mir theilen werde, eventualiter um Zurückversetzung in das Predigtamt gebeten.... Jetzt hat sich dieß nun geändert, und ich muß in dem Willen des Minist. den Willen Gottes zu erkennen suchen, daß ich auch fernerhin hier mein Stückchen Weinberg umgraben soll. Gott weiß es! ich wills mit freudigem Geist nach bestem Vermögen thun; und zu manchen Dingen will ich mich nun schon auch etwas anschicklicher stellen, nachdem der Gedanke des Provisoriums ausgetrieben ist, der mir bisher immer im Hintergrunde der Seele stand. In wenigen Tagen erwarten wir nun auch einen neuen Collegen, der meinen bisherigen Platz einnimmt, den Lic. Lommatzsch aus Berlin. Er überkommt die Schleusnerschen Exegetica und etwa alle 14 Tage noch eine Disputation. Der practischen Arbeiten ist er gänzlich entbunden. Bisher kenne ich ihn nur aus einigen brieflichen Worten. Jedenfalls freue ich mich seiner Herüberkunft. Unsre Seminaristen werden doch wieder ein bischen mehr in Bewegung gesetzt werden, wofür sie sich übrigens schon genug fürchten, und ich hoffe an ihm einen näheren wissenschaftlichen Anschluß und Umgang zu finden, wonach ich doch auch oft ein Bedürfniß empfinde. Wir wollen uns, denke ich, schon miteinander einfahren, und wenigstens will ich ihm mit aller Liebe entgegenkommen. Sie wissen, daß ich nicht eben sehr starkes Gewicht auf das theologische Nationale lege, sondern mit dem System gern vorlieb nehme, welche Farbe es auch

trage, wenn nur der Mann ein Mann ist, und ein Gemüth und einen Geist hat, in denen sich Sonne, Mond und Sterne der oberen Regionen wiederspiegeln. Ich gräme mich deßhalb auch nicht grade darum, daß Hr. Lommatzsch, nach allem, was man von ihm vernimmt, in der Theologie dem Juste milieu anzugehören scheint. Selbst dieß vorausgesetzt, kann er dem Seminar meiner Ueberzeugung nach zu einem wahren Segen werden.

Ueber dieselbe Amtserhöhung enthält auch ein Brief Rothe's an Bunsen, vom 15. August 1832, die folgende Mittheilung:

Es hat jetzt allen Anschein, daß mein hiesiger Beruf mein bleibender wird. Auf meine Frage bei der Behörde, ob man sich nicht durch die mit mir gemachte Probe gründlich davon überzeugt habe, daß ich hier nicht zu brauchen sei, mich demnach nicht lieber in's Predigtamt zurückversetzen wolle, hat man mir mit einem so bestimmten Nein geantwortet, daß ich fast selbst glauben werde, daß hinter mir mehr stecke als die Wahrheit ist. Das Ministerium hat mich zugleich, nachdem die alten Schleusner und Nitzsch hinübergegangen sind, zum 2ten Director des Sem. mit 1200 rthlr. gemacht, und dadurch sein Nein untersiegelt. Nun an Lust und Liebe zu meinem hiesigen Amt hat es mir nie gefehlt, und was das Geschick dazu betrifft, — wer kann da mehr thun, als aufrichtig sagen, daß es damit nicht weit her ist? Da Heubner jetzt Pfarrer und Superintendent wird und deshalb das Ephorat des Sem. niederlegt, so wird dieß letztere wahrscheinlich mir übertragen werden, was mir insofern sehr erfreulich sein würde, als ich dann die Leitung der Andachtsübungen des Seminars erhielte. .

Derselbe Brief an Bunsen bringt auch eine Reihe von Nachrichten über Familie und Freunde:

Endlich vor ungefähr 2 Monaten habe ich auch unsern lieben Schmieder ein Mal von Angesicht zu Angesicht gesehen, freilich auch nur auf der Durchreise, auf wenige schöne Stunden. Man muß ihn sogleich lieb haben. Er reiste nach Berlin, um auf eine Verbesserung seiner äußeren Lage hinzuarbeiten, in der er jetzt bei seiner immer zahlreicher werdenden Kinderschaar sehr von Sorgen gedrückt wird. Die Gesundheit meiner Frau hat sich, Gott sei Dank! wieder recht gestärkt, und es ist jetzt eine seltene Ausnahme, wenn sie noch ein Mal leichte Anfälle von Krämpfen oder rheumatischen Beschwerden erleidet. Das Maß der Leiden meiner armen Schwiegermutter ist aber jetzt zum Ueberfließen gehäuft. . . . Es ist mir gar nicht so, mein gel. Bunsen, als sollten wir einander in diesem Leben nicht noch ein Mal wiedersehen, und nicht noch ein Mal in größerer Erreichbarkeit eine Strecke unsers Weges pilgern. Denkst Du denn gar nicht mehr nach dem Vaterlande zurück? Führen Dich nicht wenigstens Deine

Knaben ein Mal wieder besuchsweise dahin? In solchem Falle wäre es gewiß nicht freundlich, wenn Du bei Wittenberg vorübergingest. Heute noch oder morgen erwarten wir einen Besuch meiner Eltern; Du kannst Dir denken, wie wir voll sind von ungeduldiger Freude.

Gleich der Anfang dieses Briefes ist übrigens von allgemeinstem Interesse durch den Rückblick, den Rothe hier auf die Fortentwickelung seiner in Rom gebildeten Grundanschauungen wirft:

Es ist eine traurige Sache darum, daß die örtliche Entfernung die Fortsetzung eines geistigen Verkehrs so gut als unmöglich machen kann, selbst dann, wenn er auf dem allein sichern Grunde beruht. Es erfüllt mich dieser Gedanke alle Mal mit recht wehmüthigem Schmerz, so oft ich im Geiste bei Dir und in Rom bin; und dieß geschieht gar sehr häufig. Wenigstens ist es mir eine Art von Beruhigung, dieß wieder ein Mal gegen Dich aussprechen zu können, mit der herzlichen Bitte, daß Du doch ebensowenig als ich es thue, die unterbrochene Gemeinschaft als eine abgebrochene betrachten mögest, und ich nehme deshalb mit Freuden die äußere Veranlassung wahr, die sich mir grade heute dazu darbietet. Sie wird mir von dem Ueberbringer dieser Zeilen, einem meiner hiesigen Freunde, Hrn. Maler Lilienfeld gegeben, der Deinem freundlichen Wohlwollen empfohlen zu sein wünscht. Er wird meiner Empfehlung nicht bedürfen, und Dir über mein hiesiges Thun und Lassen nähere Auskunft geben können, wenn Dir damit gedient ist. Auch wird unsre alte liebe Kapelle an ihm einen fleißigen Besucher haben. Als Entgeld für meine Empfehlung hat er mir versprochen, mir bei seiner Zurückkunft recht viel von Euch zu berichten. Nur mit dem innigsten Dank denken wir an Rom und an Euch zurück. Ich habe erst hier recht erkennen gelernt, was mir Rom gewesen ist. Es ist aber immer so bei mir, der Same geht langsam auf; aber er geht doch auf, Dank sei es Gottes Gnade! Ueberhaupt hat die Entwickelung meines geistigen Lebens nicht still gestanden, seit wir uns in dem reizenden Frascati trennten, sondern jede Sonnenwende hat mir auch immer noch eine neue Entpuppung des innern Menschen mit sich geführt. Wie gern möchte ich das Tagebuch darüber mit Dir durchgehen! aber brieflich wäre das unausführbar. Namentlich hat sich auch meine Ansicht von der Kirche sehr umgestaltet, unbeschadet jedoch unsrer liturgischen Grundansichten. Vielleicht kann ich Dir in einiger Zeit in einem kirchengeschichtlichen Versuch über den Episkopat in seiner Bedeutung für die Kirche der 3 ersten Jahrhunderte einige Andeutungen darüber geben. Niemand kann weniger Leidenschaft für die Schriftstellerei haben als ich; aber mit der Zeit muß man doch anfangen, aus sich herauszustellen, was sich in Einem gestaltet hat. Ich bin fleißig gewesen in den 4 Jahren, seit ich hier bin, und mein Fleiß ist auch nicht ungesegnet geblieben; aber

wenn sich einem die einzelnen Probleme im Zusammenhange mit dem Ganzen zu stellen pflegen, und man sich gewöhnt, sie an der Wurzel zu fassen: so geht es mit der Lösung langsam, und man muß sich oft an einstweiligen Lösungen genügen lassen.

Und noch bezeichnender ist die Beichte über die Einwirkung, welche die luftreinigende Julirevolution auf ihn persönlich und seine Gesammtauffassung ausgeübt:

Dir würde vielleicht meine jetzige Theologie sehr verweltlicht vorkommen; aber ich besorge doch nicht, daß wir uns nicht zuletzt verstehen sollten. Von vornherein schwerlich ohne weiteres. Die Geschichte hat, seit wir uns nicht gesehen, einen so gewaltigen Ruck erhalten, daß die meisten Gegenstände des geistigen Lebens aus ihrem Ort gerückt worden sind; und es müßte mit Wunderdingen zugegangen sein, wenn sie bei ihrer Ortsveränderung uns beiden durchgängig grade die nämlichen Seiten zugewendet haben sollten. Die politische Geschichte hat für mich erst seit dem Juli 1830 Sinn und Verstand und Reiz gewonnen.*) Glaube aber deshalb ja nicht, daß ich ein Liberaler vom gegenwärtigen Schlage oder gar ein Propagandist geworden bin. Auch zum Justemilieu kann ich mich nicht bekennen; die negative Seite seiner Ansicht kann ich allenfalls unterschreiben, aber es fehlt ihr das Positive der meinigen. Auch mit dem sogenannten christlichen Staatsrecht der Evangelischen Kirchenzeitung muß ich bitten, mich verschont zu lassen. In Rom hatte ich die nämliche trostlose Ansicht von der Geschichte, die Niebuhr das Herz gebrochen hat. Die nämlichen Weltbegebenheiten, die ihm das Herz vollends zugeschnürt, haben mir den Stein vom Herzen genommen. Seitdem habe ich das Unglück, während meine Freunde an den geschichtlichen Evolutionen immer nur den Schaum und die Hefe sehen, die jeder geschichtlichen Fermentation anhangen und vorweggehen, vorzugsweise den unter diesem Schmuz nichtsdestoweniger statthabenden Entwickelungsstoß wahrzunehmen.

Macht es denn wirklich auch Dich irre, daß die Geschichte lang-

*) Es werden durch diese eigenen Worte Rothe's die Bemerkungen Schenkel's (Allg. kirchl. Zeitschrift 1868, II, S. 97. 98) bestätigt, wie jenem der Sommer 1830 den Schlüssel für das Verhältniß der Welt- und Kirchengeschichte an die Hand gab. Schenkel macht dabei mit Recht darauf aufmerksam, wie das Wort Christi Mtth. 13, 38 „Der Acker ist die Welt" von Bedeutung für Rothe wurde, wie er das Christliche und das rein Menschliche zu identificiren und die Wechselwirkung zwischen dem politischen und dem moralischen Leben der Völker zu erkennen begann, und wie grade hierauf sein hehrer Begriff des Staates sich aufbaute.

samen, sehr langsamen Schrittes geht? oder würdest Du sie überhaupt noch für das Kunstwerk Dessen halten, bei dem 1000 Jahre wie ein Tag sind, und wie die Nachtwache, die gestern gewesen ist, — wenn ihre Bewegung nicht in Proportion stünde mit seinem Zeitmaß? Oder würdest Du überhaupt noch an ein Unendliches und Göttliches glauben, wenn es anders erschiene als in endlicher, natürlicher Gestalt? Aber ich will mich nicht auf ein Gebiet verirren, für das die leitenden Grundgedanken aus einer theologischen Metaphysik genommen werden müssen, auf die ich mich nicht berufen darf. Gewiß sind wir für sie wenigstens darüber einig, daß auch ein andrer als ein Naturalist das θεῖα πάντα καὶ ἀνθρώπινα πάντα von Herzen unterschreiben kann, vor allem aber ein trinitätsgläubiger Christ. Ich höre absichtlich auf von allen diesen Dingen, weil ich fühle, daß ich Dir damit nothwendig undeutsch bin. Eine Correspondenz wie die unsre kann keine Theorie des Generalbasses geben, sondern nur Musikstücke selbst; und es ist nicht denkbar, daß Du zu meinem gegenwärtigen den Schlüssel haben solltest.

Das Ephorat und die damit verbundene Leitung der Andachtsübungen, welches beides Rothe bei der Abfassung dieses Briefes an Bunsen noch von der Zukunft erwartete, wurden ihm denn auch bald nachher wirklich zu Theil.

Ueber den Antritt des Ephorats äußert sich Rothe selber in einem Briefe an Hahn, vom 17. November 1832:

Meinen brüderlichsten Dank für Deine Segenswünsche, mit denen Du mich in das Ephorat begleitet hast. Der Herr wolle sie reichlich in Erfüllung gehen lassen; denn ich bedarf gar sehr eines reichlichen Zuschusses Seiner Gnade. Grade die Veränderung, die Uebernahme der Leitung der gemeinsamen Andachten im Seminar, hat meinem Herzen wohlgethan, und hierbei tritt mir das Gefühl der Schwierigkeit der Aufgabe gegen die geistliche Erquickung zurück, die ich selbst von diesen Andachtsübungen habe. Uebrigens habe ich nicht darüber gegrübelt, ob ich zu der Stellung, wie sie mir jetzt hier angewiesen ist, der Mann sei. Ich bin ihr, so viel an meinem Theil lag, aus dem Wege gegangen; und da dieß ohne Erfolg war, so habe ich sie als aus des Herrn Hand im Vertrauen auf Ihn hingenommen. Unser l. Heubner wird auch in seinem neuen Beruf immer freudiger werden, je mehr er sehen wird, daß auch in ihm der Segen Gottes mit ihm ist. Vorerst wird es ihm wohl oft noch gar sehr schwer, den bisherigen zu verschmerzen. So Gott will denke ich Mitte künftigen Monats spätestens in das Augusteum einziehen zu können.

Heubner persönlich hatte allerdings die Veränderung seiner eigenen amtlichen Stellung trotz der Verbesserung der Gesammtlage schwer empfunden, schrieb darüber am 4. November 1832 an Hahn:

Heute hat nun Rothe das Ephorat im Seminar übernommen: ich kann den Gram und Schmerz kaum ertragen, nicht mehr im Augusteum unter den Brüdern zu wohnen und besonders die mich so stärkenden Sonntagsabendsandachten nicht mehr zu halten. Gott helfe mir und schenke mir Friede und Freudigkeit!

In welcher Art nun Rothe die von ihm so freudig begrüßten Andachtsübungen hielt, darüber dürfen noch aus demselben Jahre 1832 zwei Entwürfe solcher Abendandachten hier beigefügt werden), denen sich später ein Verzeichniß der in den letzten Jahren gehaltenen anschließen soll. Der erste Entwurf behandelt (am Todtenfeste, 25. Novbr. 1832) im Anschluß an 2 Cor. 11, 10 den Gedanken: „Daß der evangelische Prediger sich mit dem Gedanken an den Tod befreunden müsse", und zwar I. warum er es muß, und II. wie er es kann.

I. 1) Allerdings muß jeder Christ, ja jeder Mensch sich mit dem Gedanken an den Tod befreunden; denn jedem steht der Tod unvermeidlich bevor, und keiner weiß wann, und jeder wandelt unter Gräbern, und wird tausendfältig auch wider seinen Willen an den Tod erinnert. Dennoch ist dem evangelischen Prediger die Befreundung mit dem Todesgedanken noch weit unentbehrlicher, nämlich

2) Ihm treten Tod und Todeserinnerungen vorzugsweise oft entgegen, unter den mannichfaltigsten Gestalten, und auch unter den entsetzlichsten. Da kommen Zeiten, wo er täglich an's Sterbebette treten muß. Wie unselig wäre sein Leben, wenn er nicht gerüstet wäre gegen die Schrecken des Todes? Und das noch das wenigste. Ihm tritt der Tod unter solchen Umständen entgegen, wo er sich durch seinen Anblick nicht darf überraschen und überwältigen lassen. Er soll dem Sterbenden den Tod bekämpfen helfen, ihm Trost und Rath wider den Tod geben; da muß er freilich mit seinem Anblicke vertraut sein.

3) Aber auch abgesehen hiervon steht sein Amt in einer besonders nahen Beziehung zum Tode. Der Tod ist wohl einerseits der Feind, den er bekämpft, aber auch andererseits sein Bundesgenosse. Der Tod giebt seinem Amte und dem Evangelium überhaupt seine rechte Bedeutung und Wichtigkeit, auch für die Leichtsinnigsten zu Zeiten wenigstens. Den Todesgedanken muß der evangelische Prediger oft absichtlich aufrufen.

4) Der Tod ist endlich auch das große Ereigniß, das die Verkündigung des evangelischen Predigers einst bewähren und bewahrheiten soll; die Probe, die seine Verkündigung bestehen muß. Denn der Tod führt hinüber zum Schauen. Der Gedanke hiervon muß ihn immer durchdringen. Daher muß er denn auch den Tod bei seinem ganzen Verhalten durchgängig im Auge haben; immer bei allem

sich fragen: kannst du im Angesicht des Todes dieß behaupten? dieß verheißen? dieß empfinden? so rathen? so handeln? ꝛc.

Der Todesgedanke muß also dem Diener des Evangeliums in der That allezeit vor Augen stehen. Dünkt euch dieß zu hart, zu trübselig? Nun es ist unzertrennlich von dem Berufe, den ihr euch bestimmt habt. Glaubt aber wenigstens, daß die Amtsführung des evangelischen Predigers, bei dem es so steht, ein ganz anderes Gewicht hat; daß die jedes andern schaal und kraftlos ist.

II. Wie nun sollen wir dazu kommen, uns mit dem Gedanken an den Tod zu befreunden?

1) Etwa durch die Gewöhnung? Soll uns der Gedanke durch die häufige Berührung mit ihm gleichgültig werden? Wehe uns! Nein, seinen Schauer soll der Gedanke an den Tod für uns nicht verlieren. Er kann es auch nicht, wenn wir anders wahrhafte Christen sind. Der Tod behält seinen Schauer für jedes nicht ganz abgestumpfte Herz, vollends für den, der ihn, wie der Christ, in seinem Zusammenhange mit der Sünde erkennt. Wurde doch der Herr selbst am Grabe des Lazarus in seinem Innersten erschüttert! Nein, seinen Schauer, seinen heiligen Schauer soll der Todesgedanke auch für den evangelischen Prediger behalten. Er soll ihm ein ernster Geleiter sein. Aber ein Geleiter, ein Freund. Nicht Schrecken und Entsetzen, sondern heiligen Ernst und Scheu soll er ihm zurechnen. Wie soll es nun mit uns dahin kommen?

2) Der Hauptpunkt ist hier immer dieser. Der eigentliche Stachel des Todes ist die Sünde. Diesen Stachel muß der Diener des Evangeliums dem Tode ausreißen. Ueber seine Sünde muß er mit Gott gründlich in's Reine kommen. Er muß sie ganz und richtig erkannt, gefühlt, beweint und Gott gestanden haben, und oft auch wohl seinem menschlichen Bruder, — und muß auf erfahrungsmäßige Weise der göttlichen Vergebung derselben in Christo gewiß worden sein. Dann sieht er den Tod mit ganz andern Augen an ꝛc. ꝛc.

3) Es reicht inzwischen noch nicht hin, daß die eigentliche Furcht vor dem Tode hinwegfällt. Der Tod erscheint immer noch feindschaftlich genug, wenn er auch eben nur den Faden dieses irdischen Lebens zerreißt. Zur vollständigen Befreundung mit demselben gehört irgend ein Maaß von Todessehnsucht. Die Seele muß losgemacht werden von den Dingen dieser Welt, und jenseits des Todes ihren eigentlichen Schatz erlangen. Dieß geschieht nun freilich eo ipso, sobald einer wirklich in Christo Vergebung seiner Sünden findet. Da ist ihm die Welt vergangen, und sein Verlangen ist nach oben hin, da Christus ist. Aber es kommt darauf an, daß nun dieses Verlangen auch fortan immer neu belebt werde, daß sein Herz sich täglich immer fester an die himmlischen Dinge und Interessen anhänge und in sie hineinlebe, — in die Interessen, die ihre volle Realisirung erst jenseits des Todes finden können. Da muß also das Herz täglich mehr gereinigt, und für die himmlischen Dinge belebt und entflammt werden. Der alte Mensch

muß täglich mehr sterben, und in demselben Maaße auch der neue Mensch täglich mehr belebt und gekräftigt werden.

4) Eine Klippe bleibt aber auch hier noch übrig. Die Todessehnsucht kann der rechten Liebe zum Leben im christlichen Sinne, der freudigen Kräftigkeit und Thätigkeit Abbruch thun, deren grade der Prediger so sehr bedarf. Und doch vermindert sich diese Gefahr so leicht von selbst bei aufrichtigem Herzen. Scheide nur nicht ungebührlich zwischen Himmel und Erde. Wer Christum wahrhaftig liebt, d. h. wer in ihm die höchste Wahrheit, die reinste Güte, die heiligste Schönheit liebt: nun der wird die Nachbildung und den Genuß dieser Güte sich nicht bis auf den Himmel aufsparen; er wird schon hier auf Erden Hand an's Werk legen, und Veranlassung, Gelegenheit, Spielraum genug dazu finden. Hier aber ist die Grenze der Schwärmerei. Er wird sich dieses irdischen Lebens herzlich freuen. Aber er wird sich auch freuen, wenn er früher schon, als hier auf Erden das Reich Gottes zu Stande kommen kann, durch den Tod in die himmlische Stadt Gottes entrückt wird.

Der zweite Entwurf (für den ersten Advent, 2. December 1832 über den Text Mk. 1, 12. 13) behandelt „die Versuchung des Herrn", und enthält I. einige Bemerkungen über dieselbe, II. was sie uns insbesondere zu beherzigen gibt.

I. Nur einzelne Bemerkungen, zumal über dem Ganzen ein heiliges Dunkel ruht. Indessen das folgende ist klar;

1) Die Versuchung war eine nothwendige Stufe in der Vorbereitung des Herrn zur Tüchtigkeit zu seinem Beruf. Wenn auch die Versuchung nicht blos um des Herrn Willen geschah, sondern auch um des Versuchers willen; so war sie doch nothwendig auch für ihn, um eine neue Entwicklung seiner heiligen Seele zu einem neuen Grade der Kräftigkeit hervorzurufen.

2) Sie war aber für ihn nicht blos Vorbereitung, sondern auch schon der wirkliche Anfang seiner Thätigkeit als Erlöser; und zwar ein Anfang gleich im eigentlichen Mittelpunkte derselben. Ein Anfang seines Kampfes mit dem Satan. Der Versucher ist der Satan.

3) Die Hauptansicht des Versuchers ging dahin, den Herrn von dem Pfade abzubringen, den ihm sein heiliger Vater vorgezeichnet hatte, ein Weg, der freilich sehr schmal gemacht war, — in steter Abhängigkeit von seinem Munde und Winke. Er wollte es versuchen, ob er es dahin brächte, daß er seinem Ziele auf anderem, sich selbst gesuchtem Wege zugehe.

4) Und dieß hoffte er dadurch zu erreichen, daß er sich an das sinnliche Bedürfniß bei dem Herrn wendete, — an seine geistliche Eitelkeit und an seine Herrschsucht. Das setzt der Versucher bei Christo voraus. Aber er irrt sich. Er hat bei ihm keinen solchen Anfassungspunkt.

5) Der Herr bleibt völlig rein in allen diesen Versuchungen. Gekräftigt geht er aus denselben hervor, und wird auch äußerlich verherrlicht von dem himmlischen Vater. Die Engel dienen ihm.

II. 1) Auch wir bedürfen zur vollendeten Vorbereitung auf unsern künftigen Beruf der Versuchung; und zwar noch in einem ganz anderen Sinne, als der Herr ihrer bedurfte. Er bedurfte ihrer nur zur Entwicklung und Kräftigung; wir bedürfen ihrer ganz besonders auch noch zu unserer Läuterung. Oratio, tentatio, meditatio. Wie steht es nun mit uns? sind wir bereits versucht worden? d. h. nicht: haben wir überhaupt schon Versuchungen erlebt? sondern: haben wir uns schon gewöhnt, unsere Versuchungen im Hinblick auf unsern künftigen Beruf, als Mittel, uns für ihn tüchtig zu machen, zu betrachten und zu beachten? An Versuchungen fehlt es uns ja nicht, nur daran, daß wir sie auf diese Weise betrachten und gebrauchen.

2) Auch unser künftiger Beruf ist nichts geringeres als ein Kampf gegen den Satan und sein Reich. Das macht die Sache schauerlich ernsthaft. Aber daraus folgt auch insonderheit: a) Mit einem Feinde, der der unsichtbaren Welt angehört, können wir mit unserer eignen Macht nicht erfolgreich kämpfen, sondern nur dann, wenn wir uns mit der unsichtbaren Welt verbinden, uns in sie hineinleben, ihre Kräfte in uns ziehen — und dieß geschieht nur in Christo, dem Haupte der Geisterwelt —, wenn wir durch den Glauben seine Glieder werden. Nur dann also werden wir in unserem künftigen Berufe etwas auszurichten vermögen. b) Und nur dann, wenn wir rein, heilig und von der Sünde unbefleckt werden und uns erhalten, so daß der Fürst der Welt, wenn er kommt, nichts an uns findet.

3) Wir lernen nun auch, was wir bei unsern Versuchungen, wenn wir sie auf unsern künftigen Dienst im Evangelium beziehen, eigentlich zu besorgen haben: daß wir uns in der Führung unsers Amtes ableiten lassen von Gottes einfacher Bahn, und uns beigehen lassen, auf eignen, selbsterfundenen, vermeintlich klugen Wegen mehr auszurichten, — daß wir nicht bei Gottes einfachem Wort, dem Evangelium bleiben, oder es doch wenigstens nicht in seiner Einfachheit behalten, — nicht bei dem einfachen von Gott in Christo uns vorgezeichneten Heilswege, sondern den verbessern wollen, wenn auch nur vor allzugroßer Christlichkeit, ihn entweder breiter oder schmaler machen wollen, — nicht in der stätigen Abhängigkeit unsers Herzens von Gott, sondern nach unsers Herzens Gedanken, außerhalb der Gebetsgemeinschaft mit Gott wirken wollen, — nicht in der Führung Gottes bleiben, sondern sie uns selbst verbessern wollen. Und dann ist es freilich um eine gesegnete Amtsführung geschehen.

4) Uns dazu zu bringen, bedient sich der Versucher nun auch der nämlichen Mittel, deren er sich bei dem Heilande vergeblich bediente. Und bei uns ist seine Rechnung nicht so eitel. Er will uns durch sinnliche Lockmittel locken, uns genußsüchtig und träge machen

(und freilich grade der geistliche Beruf bietet ihm dazu Gelegenheit genug dar), — er will uns eitel machen und auf geistliche Höhen führen, — er will uns herrschsüchtig machen, daß wir die Gewissen beherrschen wollen. In allen diesen Dingen mögen wir uns doch jetzt schon recht versuchen, und durch solche Versuchung läutern, daß wir schon jetzt für diese Versuchungen recht unempfindlich werden.

5) So rein werden wir in der Versuchung freilich nicht bestehen. Aber in demselben Maaße, in welchem wir versucht und in der Versuchung glücklich bestanden sind: in demselben Maaße wird unsere Amtsführung gesegnet, und namentlich auch leicht, lieblich und herrlich, von himmlischem Zeugniß begleitet sein.

Gieb, o Herr, daß wir alle Versuchungen, die uns jetzt betreffen, benutzen als Versuchungen für den künftigen Beruf. Lehre sie uns merken und sei du uns in Allem nahe, bewahre uns in allem. ꝛc.

Neben diesen Abendandachten im Seminar trat Rothe auch in der Zukunft, wie schon seit der Rückkehr nach Wittenberg überhaupt, von Zeit zu Zeit vor der dortigen Gemeinde als Prediger auf, und verweisen wir in dieser Beziehung auf die erste Hälfte des zweiten Bandes der von Schenkel herausgegebenen Predigten.*) Nur grade in dem Jahre 1833, also dem ersten nach Antritt des Ephorats, scheint er in diesen öffentlichen Reden eine Pause gemacht zu haben.

Dieselbe Zeit aber, welche Rothe die erfreuende Befestigung der amtlichen Stellung brachte, war in anderer Hinsicht für ihn um so trauriger. Rasch auf einander folgende Familienleiden und Sorgen suchten ihn heim. Sein Briefwechsel mit dem Schwager Hahn giebt uns näheren Einblick in diese mancherlei Heimsuchungen. Obenan stand die ungewöhnlich schmerzliche Krankheit der Schwiegermutter. Sie war bereits längere Zeit schwer leidend gewesen, wie denn schon der früher erwähnte Brief an Hahn vom 3. December 1831 in Beziehung auf den Zustand ihrer Augen die folgende Bemerkung enthält:

Gott wolle nur, daß menschlicherweise für Mütterchens Augen noch Hilfe möglich ist (was mir freilich sehr unwahrscheinlich vor-

*) Es sind im Ganzen 16 Predigten, die aus dieser Sammlung der Wittenberger Zeit angehören (vgl. II, S. 1—139): vom Palmsonntag, Reformationsfest und Pfingstfest 1829, zwei aus 1830, zwei aus 1831, darunter wieder eine Reformationspredigt, eine aus 1832, zwei aus 1834, zwei aus 1835, davon nochmals eine vom Reformationsfest, drei aus 1836, eine aus 1837. — Vgl. auch den Predigtentwurf vom 4. März 1831 über 1 Cor. 1, 18 in Hübbe's „Nachlese" zu Rothe's Predigten S. 187—190.

kommt), wir wollen sie schon zu erkaufen suchen. In jedem Falle wird es uns eine große Beruhigung sein, wenn auch das letzte Mittel versucht worden ist. Haben wir doch auch ein anderes gar abenteuerliches Mittel versucht, auf den Wunsch der Mutter hin, eine sympathetische Kur durch einen unbekannten Stettiner, der an einer Frau in Berlin, die erblindet war, aus einer Entfernung von 18 Meilen Wunderdinge gethan haben soll. Einer der beiden verhängnißvollen Tage, der 11., ist schon verstrichen, ohne irgend einige Besserung, und der letzte entscheidende Tag, der 21., steht auf den 7. d. M. bevor.

Aus den Briefen des folgenden Jahres entnehmen wir zunächst einem Schreiben vom 5. Juli 1832 die folgende auf das Leiden der Schwiegermutter bezügliche Stelle:

Wir haben uns in den letzten Wochen immer im Stillen Hoffnung gemacht, Euch noch hier zu sehen. Der Zustand unsrer l. Mutter ist allerdings so, daß wir sie binnen kurzer Zeit wohl nicht mehr haben werden. Es ist jetzt in den Füßen wirklich der Brand eingetreten, wovon sie selbst jedoch nichts zu wissen scheint. Sie ist vielmehr in den letzteren Tagen schmerzenfreier und muntrer als vorher. Des Herrn Wille scheint jetzt wohl dahin zu gehen, daß sie nicht länger mehr auf dieser Erde, die für sie wahrhaft ein Thal der Schmerzen ist, ihrer Vollendung entgegenharren soll. So wehe es thut, von einer so lieben Mutter getrennt werden zu sollen, so können wir ihr selbst doch wirklich die Ruhe nur gönnen, zu der sie nach so langem Kampfe eingehen soll.

Am 11. August 1832 meldet Rothe weiter:

In dem Zustande unsres lieben Mütterchens hat sich in den letzten 4—5 Wochen nichts Merkliches geändert. Ihre Füße und zum Theil auch die Beine sind mit brandigen Eiterungen bedeckt, die ihr, wie Ihr leicht denkt, unbeschreibliche Schmerzen verursachen. Dazu kommt von Zeit zu Zeit ein Krampf im Halse, der ihr fast alle Luft benimmt. Wasser, oder vielmehr ein bräunliches Fluidum, ergießt sich noch immer in großer Masse aus den Füßen. Ja wohl, es gehört viel Gnade und Kraft dazu, in einem solchen Zustande dem Herrn stille zu halten! Wir dürfen uns wohl nicht mit der Hoffnung auf eine Heilung der armen Kranken täuschen; aber eine allzu nahe Auflösung derselben ist, wie die Krankheit sich jetzt gestaltet hat, nach der Aeußerung Fiedler's und des sie mit behandelnden Chirurgus Niethe, nicht zu befürchten. Freilich nach menschlicher Berechnung! Die arme Mutter grüßt Euch Alle auf's Herzlichste.

Schon am 25. August 1832 aber hat er den Tod der Dulderin zu melden, thut es jedoch nun nicht direkt den zunächst betroffenen

Verwandten, sondern schreibt einem Vetter Heubner's in Leipzig (dortigem Consistorialaktuar) darüber:

Sie verzeihen es mir gewiß, wenn ich Ihnen zuerst in Leipzig in meinem eigenen und in unsers Heubner's Namen die schmerzliche Nachricht von dem heute Morgen um 11½ Uhr erfolgten seligen Dahinscheiden unserer geliebten Schwiegermutter mittheile und Sie zugleich bitte für Hahn's den Vermittler dieser traurigen Kunde zu machen. Wir besorgen, daß ein an Hahn selbst gerichteter Brief mit dieser Nachricht vielleicht zuerst in die Hände der Schwester Christel fallen könnte, die gewiß erst einer Vorbereitung bedürfen wird. Sagen Sie, wenn ich bitten darf, Hahn's unter den geschwisterlichen Begrüßungen, daß sie ungeachtet des bittren Schmerzes, den ein solcher Verlust hervorruft, mit uns die Gnade des Herrn danksagend preisen mögen, die die durch so viele Leiden Vollendete selig ans Ziel gebracht und von allem Uebel erlöset hat. Dieß Gefühl des Danks spiegelt sich gar lieblich auf dem von einem stillen Gottesfrieden übergossenen Angesicht der Seligen ab. Seit mehr als 8 Tagen war ein sehr merkliches Abnehmen ihrer Kräfte eingetreten; die Schmerzen erneuerten sich von Zeit zu Zeit immer heftiger, und auch ihr Appetit war völlig dahin. Gestern früh trat der vollständige Brand ein; sie vermochte nun auch den Mund nur noch mit Anstrengung zu öffnen, und phantasirte hin und wieder. Den Nachmittag über hatte sie furchtbare Schmerzen; mit dem Abend aber schien in Beziehung auf den körperlichen Schmerz ein Zustand der Empfindungslosigkeit einzutreten, der auch bis an ihren letzten Augenblick fortdauerte. Ihr heißes Gebet um Erlösung wurde früher erhört, als es sich bei der Kräftigkeit ihrer inneren Organe erwarten ließ. Den größten Theil der Nacht schlief sie; am Morgen war sie nichtsdestoweniger so erschöpft, daß der Athem jeden Augenblick stehen zu wollen schien. Ihr Verscheiden selbst war kaum merklich, und nur ein ganz kurz anhaltendes gewaltsames Athemholen ging demselben voran. Sie ist zum Frieden ihres Herrn eingegangen! Ueber den Tag der Beerdigung kann ich noch nichts sagen, da der bei dem Zustande der Entschlafenen frühzeitige Eintritt der Auflösung vielleicht eine Beschleunigung der Bestattung nothwendig machen wird.

Ueber den persönlich erlittenen Verlust heißt es endlich in einem Briefe an Hahn, vom 13. September 1832:

Wir haben noch gar nicht mit einander uns besprochen (auch noch nicht brieflich) seit dem Heimgange unsrer lieben, lieben Mutter, für den wir wohl Gott preisen müssen, über den wir aber doch auch vor Ihm weinen dürfen, und der uns hier eine gar nicht wieder auszufüllende Lücke gemacht hat. Wir müssen dies hier natürlich noch viel bittrer empfinden, als die andern Geschwister, die nicht so in der un-

mittelbaren Nähe der Seligen lebten. Was aber grade bei uns den Schmerz doppelt schwer sich besänftigen läßt, ist, daß wir uns ihm im ersten Anfange nicht ganz ungetheilt hingeben konnten. Auf der einen Seite die große Freude, meine Eltern bei uns zu haben, und auf der andern Seite Mütterchens Leiche, — das war eine ganz eigne Attaque auf das Gemüth von 2 so entgegengesetzten Seiten, die für mich etwas recht im Innersten peinigendes hatte; und die Nachwehen davon werden auch sobald nicht vergehen. Indessen der Herr wird auch hierin alles wohlgemacht haben!

Ueber andere Familiensorgen entnehmen wir demselben Briefe noch die folgende Stelle:

Für die viele Liebe, die Ihr Lieben meinen Eltern in Leipzig erwiesen habt, nehmt unsern innigsten Dank. Gott möge mich noch oft ihr Angesicht sehen lassen! Grade jetzt, wo sie nun wieder in die Cholera hineinreisen, vermag ich oft nicht, bange Sorgen zu unterdrücken. Wie es hier zugegangen bei unsers Heubner's Einführung und Dräseke's Anwesenheit, wird Dir Volkmann umständlich berichtet haben. Mir ist ein rechter Stein vom Herzen, nun ich Heubner über diesen Berg hinüber sehe, und er nach geschehenem Schritte ruhig und guter Zuversicht ist. In den letzten Tagen vor Dräseke's Herkunft war der arme Bruder ganz zu Boden geschlagen von innerer Unruhe und Angst. Aber Gottlob, wie wir auch vertrauten, das ging vorüber, als es zur Sache selbst kam. Dräseke hat hier auf uns alle einen sehr gewinnenden Eindruck gemacht, und er hat wohl Aller derer, die mit ihm in Berührung gekommen sind, Herzen mitgenommen. Die Einführungsrede selbst hat uns wenig befriedigt; aber von der Person mit ihrer freundlichen, von zarter Liebe durchdrungenen Würde muß man sich auf der Stelle angezogen und erwärmt fühlen. Er ist ganz zum Prälaten gemacht, im besten Sinne des Worts. Indessen alle diese Dinge kannst Du von dem l. Volkmann besser erfahren. Bei einem Manne grade wie Dräseke kann ich mir wirklich vorstellen, daß er, ungeachtet der unverständigen Anlage des Berufs unsrer Generalsuperintendenten, als Generalsuperintendent eine weitgreifende Wirksamkeit haben kann. Wohin er auch kommen wird, wird er — es müßte denn der allergänzlichste Tod vorhanden sein, — auf die Geistlichen einen anregenden und erwärmenden Eindruck machen und sie durch seine ganze Erscheinung wieder ein Mal unwillkürlich den heiligen Adel und die in zarter, inniger Liebe freudig rührige Thätigkeit fühlen lassen, welche der geistliche Beruf unsrer Gesinnung und unserm Leben aufdrücken soll.

Drei Monate nach dem Tode seiner Schwiegermutter starb, und zwar in Rothe's eigenem Hause, sein ältester Schwager. Ueber den

schon längere Zeit vorher erwarteten Ausgang seiner Krankheit schreibt Rothe an Hahn, am 17. November 1832:

Was uns jetzt am allerschwersten auf dem Herzen liegt, ist unser armer Bruder Fritz, dessen Wiedergenesung wohl außer aller menschlichen Wahrscheinlichkeit liegt. Ohne das mindeste Fieber zu haben, zehrt er sich von Tage zu Tage mehr ab, und ist ein völliges Skelett geworden. Es ist eine völlige Atonie seiner inneren Organe, eingetreten, und dazu ist sein Verstand im höchsten Grade geschwächt und zu Zeiten völlig verwirrt. Gott wolle doch dem Armen helfen; von menschlicher Hilfe scheint für ihn nichts zu erwarten zu sein. Es grüßt Euch alle schönstens.

In gleichem Zusammenhang mit diesen Familienleiden möge gleichfalls noch eines etwas älteren Briefes Rothe's an Frau Hahn, vom 1. Januar 1832, gedacht werden, der ihn trotz der ernsten Zeit mit freundlichen Ueberraschungen der Seinigen beschäftigt zeigt:

Ich komme am Neujahrstage mit dreierlei Dingen zu Dir, die Du alle drei freundlich aufnehmen mögest; zuerst mit unsern herzlichen Segenswünschen zum neuen Jahr für Dich, Deinen Hahn und alle die Euren und der Bitte um die Erhaltung Eurer geschwisterlichen Liebe auch in diesem Jahre, — sodann mit unserm besten Dank für die Freude, die Ihr uns an Weihnachten mit dem Löffel gemacht habt, — und endlich mit einer Bitte. Ich bin nämlich so frei, Dir in der beifolgenden Schachtel die Pelzpellerine meiner Luise zukommen zu lassen. Hättest Du nun wohl die große Güte, von dem Kürschner Enden (oder Zipfel, ich weiß nicht, welches der Kunstausdruck ist) von entsprechendem Pelzwerk an dieselbe ansetzen zu lassen, von der Länge des in der Schachtel mitfolgenden Bandes, so daß sie bis an den Saum des Kleides reichen? Auch würde ich bitten, daß der Kürschner das alte, schon abschätzig gewordene Futter der Pellerine cassirte und sie neu fütterte mit carmoisiner Seide, so wie auch die Enden. Ich bin noch nicht fertig. In der Schachtel wirst Du weiter die Maße von 2 Tischchen finden, einen viereckten und einen runden, und wenn es Dich nun nicht zu sehr bemüht, liebe Schwester, so möchte ich Dich wohl bitten mir nach diesen Maßen 2 Wachsleinwand-Decken zu kaufen, mit Landschaften oder Blumenstöcken, oder wie Dein Geschmack sie sonst auswählen wird, dem ich mich unbedingt anvertraue. Diese Dinge sollen Geburtstagsgeschenke für meine Luise sein, mein Wunsch wäre es daher freilich, daß ich sie noch vor dem 11. d. M. mit der Post erhalten könnte. Wenn Du Zeit hast, so hoffe ich, wird der Kürschner sie wohl auch innerhalb dieses Zeitraums noch expediren können.

Auch vom 24. Januar 1833 liegt wieder ein ähnlicher Brief an Frau Hahn vor, der für mehrere freundliche Besorgungen dankt, welche zur höchsten Zufriedenheit ausgefallen seien und seiner Frau große Freude gemacht hätten.

Endlich darf bei Gelegenheit solcher Familienchronik nicht ganz unerwähnt bleiben, daß zahlreiche Briefe Rothe's von dieser Zeit an bis kurz vor seinem Tode eines zweiten eben damals unheilbar erkrankten gemüthsleidenden Schwagers gedenken, dessen Verpflegungskosten er zum großen Theil trägt, über den er mit Heubner, Hahn, Mänß regelmäßig correspondirt, und um dessentwillen er noch im Jahre 1862 auf seiner Reise nach Schlesien und Sachsen selbst die Hallesche Irrenanstalt aufsucht.

Während der sorgenvollen Zeit vor dem Tode seiner Schwiegermutter und seines ältesten Schwagers hatte sich nun Rothe doch noch des in dem Briefe vom 13. September 1832 erwähnten Besuches seiner Eltern erfreuen dürfen.*) Er schrieb darüber auch schon früher in dem ebenfalls bereits erwähnten Briefe an Hahn, vom 11. August 1832:

Du ladest uns durch Lommatzsch so freundlich ein, mit den Eltern Euch zu besuchen. Das wäre bald ohne Eure besondere Einladung geschehen, wenn nicht die Cholera einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Es war schon so ziemlich fest mit den Eltern verabredet, daß wir am 9. d. M. in Stolpen zusammentreffen, von dort gemeinschaftlich die sächs. Schweiz besuchen und sodann über Dresden, Freiberg, Chemnitz, Altenburg und Leipzig nach Wittenberg einziehen wollten. Allein das Project mußte nach dem Wiederausbruch der bösen Cholera in Breslau natürlich aufgegeben werden, da die Eltern sich an der sächs. Grenze einer langwierigen Contumaz hätten unterwerfen müssen. Wir erwarten sie nun auf dem Wege durch die preuß. Lausitz in den ersten Tagen der kommenden Woche, — Ihr könnt selbst denken, mit welchem Verlangen. . . . Ob nun die Eltern einen kleinen Abstecher zu Euch hinüber machen werden, etwa auf der Rückreise, — dafür kann ich freilich nicht einstehen, aber wir können sie natürlich jetzt leider auf keinen Fall hinüberbegleiten, nachdem die Ferien mit Ablauf der kommenden Woche verstrichen sind. Wir erkennen aber Eure Liebe in Eurer Einladung herzlichst an. Geschieht es nicht früher, so kommen wir gewiß Ostern — so Gott will — zu Euch hinüber.

---

*) Am 19. September meldet auch Vater Rothe von Breslau aus an Hahn seine Rückkehr dorthin.

Nur zu bald aber gesellte sich, und zwar in ganz unerwarteter Weise, der Verlust der eigenen Mutter zu dem der Schwiegermutter. Am 18. Februar 1833 schreibt Rothe darüber an Hahn:

Dies ist der erste Brief an Euch, der mir schwer wird, blutschwer! Wir haben meine liebe Mutter im vorigen Herbst zum letzten Mal hier unten gesehen; der Herr hat sie am 12. d. M. durch eine Lungenentzündung abgerufen. Man muß es erfahren haben, was es heißt eine Mutter verlieren, um den Schmerz zu verstehen. Das ist ein harter Schlag; aber er ist vom Herrn! Mein armer, einsamer Vater trägt mir auf, Euch in seinem Namen diese Trauerbotschaft zu schreiben. O betet für uns zu Gott, daß Er uns stärke und vor allem meinen verwaisten, niedergebeugten Vater. Er wünscht dringend, daß wir, wenn irgend möglich, wenigstens auf einige Tage zu ihm kommen mögen, und wir werden uns deshalb heute Abend auf die Berliner Schnellpost setzen, und so Gott will Donnerstag noch vor Mittag in Breslau sein. Wir halten dieß für eine kindliche Pflicht, deren Erfüllung wir dem lieben Vater nicht versagen dürfen. Am liebsten brächten wir den lieben Vater gleich mit uns zurück. In jedem Falle hoffen wir, daß er sich jetzt entschließen wird, zu uns zu ziehen.

Schon in früherem Zusammenhange*) ist es nun bereits bemerkt worden, daß Rothe, ähnlich wie er später das Grab seiner Frau fast täglich besuchte und schmückte, so auch nach Hahn's Uebersiedelung nach Breslau durch diesen das Grab seiner Mutter in Ordnung halten ließ. Häufig dankt er ihm brieflich für die hierauf verwandte Sorgfalt, wünscht die aufgelaufenen Kosten zu erfahren, kommt zu zu den verschiedensten Zeiten darauf zurück. Von den vielfachen Aeußerungen dieser Art sei hier nur beispielsweise die folgende, vom 20. April 1859, berührt:

Es ist mir eine rechte Beruhigung zu wissen, daß Dein treues Auge manchmal auf dem Grabe ruht, da ich nicht selbst Sorge dafür tragen kann, und ich danke Dir auf das wärmste für alle Bemühungen, die Du aus dieser Veranlassung hast, ungeachtet ich weiß, daß Du Dich im Andenken an die Selige denselben gern unterziehst.

Ja, noch der letzte uns überhaupt vorliegende Brief an Hahn schließt mit dem rührenden Postscriptum: „Grüße meiner seligen Mama Grab."

Noch an demselben Tage also, an welchem Rothe seinem Schwager Hahn den Tod seiner Mutter meldete, reiste er selbst nach

*) Vgl. oben I, S. 17.

Breslau zu dem schwer betroffenen Vater.*) Wir haben freilich nur einen kurzen Bericht über diese Reise, in einem Briefe Heubner's an Hahn, vom 3. März 1833, glauben aber grade deshalb dieser kurzen Notiz hier Aufnahme geben zu sollen:

Unser lieber Rothe ist mit Luise den 18. Febr. nach Breslau gereist: wo sie den 21. wohlbehalten angelangt sind, und den Vater körperlich und geistig gestärkter und gefaßter gefunden haben als sie erwarteten: sie haben eine kleine Reise nach Glatz gemacht zu einem Onkel, und Rothe konnte mir noch nicht bestimmt seine Rückreise melden. Ich halte für ihn die Morgen- und Abendandachten im Seminar, wie auch die sämmtlichen homiletischen und katechetischen Stunden und bin daher schwer beladen.

Nach seiner Rückkehr nach Wittenberg, wohin ihn sein Vater wenigstens für kürzere Zeit begleitete, ist Rothe selbst heftig erkrankt. Wir entnehmen auch diese Nachricht wieder einem Briefe Heubner's an Hahn, vom 17. April 1833, der auch im Uebrigen einige nicht unwichtige Mittheilungen giebt:**)

Montags Abends kam Tholuck hier an, ohne von Rothe's Krankheit zu wissen, bei dem er eigentlich logiren wollte: meine Charlotte lag auch Montags und Dienstags, daß ich ihn auch nicht bequem beherbergen konnte — morgen früh reist er ab. Er erzählte, daß mit Leo in Halle eine unerwartete Veränderung vorgegangen und er gläubig geworden; er hat sich innig an Tholuck, Gerlach ꝛc. angeschlossen, besucht die Missionsstunden, zum höchsten Erstaunen der Hallischen Cirkel.

Nicht lange nach den erlittenen Verlusten wurde auch der bisherige nähere Verkehr mit der Hahn'schen Familie durch die Berufung Hahn's nach Breslau inhibirt. Vorher fand jedoch noch einmal eine gemeinsame Familienzusammenkunft statt, über die ein Brief Rothe's vom 8. Juli 1833 nähere Absprache trifft:

Ich habe Dir heute lauter Glück- und Segenswünsche zu schreiben, oder vielmehr nur zu wiederholen, indem ich sie Euch schon durch unsern Heubner zugeschickt habe. Also noch ein Mal von uns beiden für

*) Der eigenen Briefe des Vaters über seinen Verlust wurde bereits I, S. 19 u. 20 gedacht. Das Datum S. 19 (Z. 7 v. u.) muß nur 1833 statt 1832 sein, wie der alte Herr irrthümlicher Weise geschrieben hatte.

**) Am gleichen Tage schreibt auch Vater Rothe „aus dem Heubner'schen Studirzimmer" an Hahn, die Krankheit seines Sohnes als ein rheumatisches Fieber bezeichnend, welches nervös zu werden gedroht; anfänglich habe der Arzt gar die Pocken vermuthet.

Deine liebe Christel und Dich den herzlichsten Glückwunsch zu der neuen Ankömmlingin und dazu, daß durch Gottes Gnade die schweren Stunden und Tage wieder überstanden sind. Der zweite Glückwunsch geht auf Deine Amtsveränderung, lieber Bruder. Der Herr, von dem sie gekommen ist, segne sie Dir! Mit einer wunderlich gemischten Stimmung habe ich sie vernommen. So sehr ich mich ihrer um meines lieben bisher geistlich so sehr verwaisten Schlesiens willen freute und freue, und auch noch insbesondere um meines Papas willen, der voller Freude über sie ist: so thut es mir und uns allen doch natürlich recht wehe, Euch aus unsrer Nähe zu verlieren und für Leipzig wenig Entschädigung hoffen zu können. Diese ganze Rechnung gilt indessen nicht. Mein gutes Preußenthum findet auch eine Genugthuung darin, daß wir Dich wieder besitzen, und es gereicht unserm Ministerio zur Ehre, seine Anerkennung Deines Werthes so ernstlich bethätigt zu haben. Wegen Deines Dicheinbeißens in Breslau ist mir auch nicht bange. Ich bitte Euch nur mit Euren vorläufigen Aufträgen meine Breslauer Verwandten nicht zu schonen; Ihr macht sie damit ganz glücklich.*) Ihr ladet uns ein, geliebte Geschwister, zur Taufe Eurer kleinen Anonyma zu Euch hinüberzukommen. Ei warum sollten wir denn einer so freundlichen Einladung nicht folgen? Wir acceptiren sie ambabus und freuen uns innig, den schönen Tag mit Euch zu feiern. Wann? das gilt uns beiden ganz gleich; denn wir leben in den Ferien. Ich kann noch mehr schreiben. Auch Heubner's haben gar große Lust, sich an uns anzuschließen (d. h. Heubner, seine Charlotte und die kleine Elisabeth). Nur haben sie das Bedenken, ob Euch nicht des Besuchs zu viel werden wird, und sie bitten Dich, darüber eine ganz offene Erklärung zu thun. Sodann ist noch Eins dabei zu bedenken. Heubner will durchaus künftigen Sonntag noch predigen, und kommen wir alle, so können wir uns also erst Montag d. 15. von hier in Bewegung setzen. Deshalb bitten wir Dich sehr uns vor unsrer Abreise noch eine definitive Bestimmung über den Tauftag wissen zu lassen.

Im Anschluß hieran sagt ein zwei Tage späterer Brief (vom 10. Juli 1833):

Auf den freundlichen Brief vom gestrigen Datum kündigen wir uns Euch hierdurch definitiv zu künftigem Montag (d. 15.) Abends an. Diese „wir" heißen Heubner's und wir beide. An Heubner's Mitkunft habe ich bisher immer noch nicht ernstlich geglaubt, auch nicht nach Deinem gestrigen Briefe, l. Bruder. Es war so ein ganz plötzlich und von selbst bei ihnen aufsteigender Gedanke, daß ich immer meinte, er würde auch ebenso plötzlich wieder zurückgenommen werden. Es ist wohl arg, uns 4 Mann hoch bei Euch einzuquartieren, und

*) Briefe von Vater Rothe an Hahn vom 1. Juli und 1. August 1833 behandeln denn auch eingehend die Umzugs- und Einrichtungssorgen.

noch dazu zu einer Zeit, wo die liebe Schwester Christel noch eine halbe Wöchnerin ist! Um mein Gewissen zu salviren, behalte ich hierdurch ausdrücklich mir und meiner Luise die Freiheit vor, nach Befund der Dinge unsre Schlafstelle (aber auch nichts mehr) im Gasthofe zu nehmen. Nun das wird sich schon alles finden.

Endlich berichtet noch ein Brief vom 25. Juli 1833 über die erfolgte Zusammenkunft:

Wenigstens mit ein paar Worten muß ich Euch doch von unsrer glücklichen Ankunft benachrichtigen und Euch unsern innigen Dank für alle uns erwiesene Liebe wiederholen. Mit herzlicher Freude werden wir noch lange an die schönen Tage zurückdenken, die Ihr uns in Eurem Hause bereitet habt.

Trotz solch regen Antheils an den Freuden Anderer sind aber die erlittenen Schläge nicht so rasch verwunden. Es beweist dies am deutlichsten ein über das ernste Jahr im Zusammenhang berichtender Brief an Bunsen, vom 24. August 1833:

Zu meiner großen und freudigen Ueberraschung trat gestern Abend Dein ehemaliger Bedienter Nicolo herein und brachte uns neue Kunde von Dir und den Deinigen, wenn auch an sich nicht die allerjüngste. Er erbot sich zugleich, ein Briefchen an Dich mitzunehmen, und ich mache von diesem Anerbieten um so lieber Gebrauch, je mehr ich in Deiner Schuld bin seit Deinem lieben Briefe vom September v. J. Seine Beantwortung wurde zunächst durch den Wunsch verzögert, vor Abgang derselben die Ankunft des darin verheißenen lieben Geschenks abzuwarten, und als diese im Anfange des Februars eben erfolgt war, traf mich eine so schmerzliche Schickung des Herrn, daß sie mir für längere Zeit die Freudigkeit einer solchen Beschäftigung mit demselben raubte, wie dasselbe sie forderte und verdiente. Ja wohl, mein theurer Bunsen, seit meinem letzteren Briefe, den Du durch Lilienfeld erhalten haben wirst, hat Gott drei Mal mit Trauerfällen hart bei uns angeklopft. Heute ist es grade ein Jahr, daß meine Schwiegermutter nach langem, zuletzt immer unerträglicherem Leiden abgerufen wurde; 3 Monate später starb in unserm eignen Hause mein ältester Schwager, und Mitte Februar erhielt ich plötzlich, ohne daß die entfernteste Besorgniß vorausging, die Trauerbotschaft von dem Heimgange meiner Mutter. Alle diese so rasch aufeinander folgenden Schläge erschütterten mich so, daß ich in den späteren Monaten des Winters und im Frühjahr fortwährend kränkelte. Jetzt aber bin ich, Gott sei Dank, wieder völlig wohl und mit neuer Lust an der Arbeit. Daneben hat mir der Herr in dieser Zeit auch von außen her nicht minder viel Güte und Treue erwiesen und mein hiesiges Verhältniß immer erwünschter und dankenswerther gestaltet, so daß mir der Gedanke, meine hiesige Stellung mit einer andern zu vertauschen, immer vollständiger aus der Seele

geschwunden ist. Ich bin seither auch noch Ephorus des Seminars geworden und habe dadurch nicht bloß eine schöne Amtswohnung, sondern auch (was mir besonders theuer ist,) die Leitung der Andachtsübungen des Seminars erhalten. In der Anstalt selbst erlebe ich immer mehr Freude. Genug, ich habe den Herrn innig zu preisen für das 1000fältige Gute, das Er an mir thut. Auch meiner Frau Gesundheit ist jetzt gestärkter als seit langem. Die Erfahrungen des letzten Winters hatten sie sehr zerrüttet; aber seit Ostern läßt sie sich homöopathisch behandeln, und mit unverkennbarem Erfolg.

Rothe's Gemüthsstimmung in Folge dieser wiederholten Schicksalsschläge spricht sich außerdem lebhaft aus in seinen derzeitigen Briefen an Frühbuß. Am 7. April 1833 schreibt er an ihn:

Ihr Urtheil über Breslau ist ganz das meinige. Die dortige geistige Atmosphäre hat mir dieß Mal besonders schwer auf der Brust gelegen. Sie wissen die Veranlassung zu meiner letzteren Reise nach Breslau. Diesen Schmerz, mein theurer Freund, kennen Sie nicht. Auch mit der Hilfe des Herrn verwindet er sich nicht so bald und so leicht. Jetzt haben wir meinen armen Vater auf einige Wochen bei uns.

Ein weiterer Brief vom 4. Juli 1833 sagt:

Wollte Gott, die Dinge ständen noch so, daß ich mich über die freundliche Einladung nach Prittag besinnen könnte! Im vorigen Sommer, da war wohl die Rede von einer Reise nach Schlesien im Sommer 33, so Gott wollte. Er hat es nicht gewollt; er hat unsre Reise dahin um 5 Monate beschleunigt! Sie wissen ja wodurch. — Für diesen Sommer bleiben wir nun daheim, und kommen dem lieben Prittag nicht so nahe, als Sie denken. Aber, so Gott will, im künftigen Sommer, — würde da die Einladung auch noch gelten? Aber auf so lange hinaus darf man nichts versprechen. Aber noch Ein Mal, wir erkennen Ihre und Ihrer Josephine Liebe nach ihrem ganzen Werth und danken ihr ebenso herzlich, als wenn wir Ihrer Einladung folgen könnten. Gott lohne sie Ihnen!

Noch in einem Briefe vom 11. Juni 1834 heißt es in Bezug auf die tief erschütterte Gesundheit von Rothe's Frau:

Meine Frau hat diesen Winter über sehr gekränkelt und ich habe manche sorgenvolle Stunde gehabt. Jetzt ist ihr Zustand gottlob wieder leidlicher.

Der ersterwähnte Brief an Frühbuß, vom 7. April 1833, handelt zugleich über die von Rothe übernommene Trauung des letzteren — ein Beweis mehr, wie an allen Orten von Rothe's Wirksamkeit sein Segen bei Ehen und Taufen geschätzt wurde:

Mit tausend Freuden werde ich Sie mit Ihrer theuern Josephine trauen, wenn Sie es mir erlauben. Von Seiten der hiesigen Geistlichkeit wird dem kein Hinderniß im Wege stehen, und von mir sind Sie wohl ohne meine Versicherung überzeugt, daß ich es keinem anderen lieber gönne, im Namen Gottes den Segen über Ihren Bund auszusprechen, als mir selbst. Nehmen Sie meinen lebhaftesten Dank für dieses neue Unterpfand Ihrer Freundschaft, und schon zum voraus meine ehrlichen Segenswünsche. . . . . Gott segne Sie wirklich mit himmlischen Gaben zu Ihrem Eintritt in die Reihe der Diener der Kirche! Wohl Ihnen, daß Er Ihnen auch bereits den Zugang zu dem Herzen Ihrer Gemeinde geöffnet hat.

Die Schlußwendung dieses Briefes mag hier ebenfalls noch erwähnt werden:

Beiläufig noch Eins. Wollen Sie nicht nachgrade anfangen, den „Lehrer" und die „Verehrung" aus dem Spiele zu lassen? Mir ist an Ihrer Freundschaft mehr gelegen als an Ihrer Verehrung, die mir ohnehin gar leicht entgehen könnte, da meine Ansprüche auf sie übel begründet sind.

Aus dem Jahre 1834 ist zunächst wieder Rothe's Correspondenz mit dem inzwischen nach Breslau übergesiedelten Schwager Hahn von mehrseitigem Interesse. Gleich aus dem Beginn dieses Jahres liegt uns ein Brief an diesen (vom 13. Januar 1834) vor, dessen Eingang sofort auf ein neues Band zwischen ihnen hinweist:

Schon gar sehr lange war es mein Vorsatz Dir eine Antwort zu schreiben, Du weißt wohl, worauf ich zu antworten hatte; bis auf die letzte Zeit hin nicht zwar auf einen Brief, aber — was mehr ist als alle Briefe — auf die viele Liebe und Treue, die Ihr Lieben beide an meinem alten Papa erweiset und immer wieder von neuem erweiset. Nun Du weißt ja, wo Dr. Luther die guten Vorsätze als Pflastersteine anwendet. Nichtsdestoweniger haben wir aber beide die ganze Zeit über nicht aufgehört, den aufrichtigsten Dank dafür in unserm Herzen zu tragen. Jeder neue Brief des Vaters gibt neue Beweise von Eurer zarten Sorge, ihm die schweren Tage leicht zu machen. Möge Gott Euch auch so thun, wie Ihr dem guten Papa thut! Nun Er hat das ja verheißen. Wir können Euch weiter nichts dafür anthun, nur Euch versichern, daß wir wahrlich den Werth einer solchen Liebe empfinden. Zu diesem Hauptdank kommt nun auch der Nebendank (er ist aber deßhalb nicht weniger herzlich) für die Güte, mit der Ihr Euch den Weihnachtsbemühungen, die wir Euch gemacht haben, unterzogen habt. Wir müssen Euch aufs höchste rühmen wegen der diplomatischen Gewandtheit und Unermüdlichkeit, mit welcher Ihr Euch denselben unterzogen habt. Du gutes Hähnchen, ich sehe Dich

recht am Weihnachtsnachmittage mit der Boa zum Kürschner hinspringen und nun in allen Läden Dich umthun, ob sich nicht etwas finde, womit die unverhoffte Bresche wieder zugestopft werden könnte. Wie gesagt, 1000 Dank. Ihr habt in jeder Beziehung vortrefflich gewählt. . . . . Endlich kommt der Dank für Deine beiden lieben Briefe und der Mitdank für die schönen Geschenke, die Ihr meiner Luise einbescheert. Laßt aber nun die Suwarowiade gut sein, lieben Geschwister.

Derselbe Brief geht sodann weiter auf die damaligen kirchlichen Wirren ein:

Dein heute eingegangener Brief an Heubner erzählt von den zwischen Dir nebst einigen Deiner Collegen und Schulz eingetretenen Schwierigkeiten. Ich zweifle nicht, daß das Ministerium sie zu Deiner Zufriedenheit auflösen wird. In Halle hat der alte Fritzsche vor nicht gar langem ähnliche Operationen bei den Examinibus einzuleiten versucht; aber das Minist. hat ein Nein dazu gesprochen. Ich habe überhaupt Deinethalben guten Muth. . . . Haben die Ferien Deine Dissert. schon bedeutend gefördert? Wenn Du ein Mal schreibst, so laß uns doch gelegentlich etwas über Dein Verhältniß zu Huschke hören. Hast Du meinen Freund Haugwitz kennen gelernt? Ich möchte gar zu gern, daß Du ihn von den doch wahrlich engherzigen Banden losmachtest, mit denen ihn Scheibel umschnürt hat. Was ist denn der Lic. Zastrau für ein Mann? Ich habe viel Gutes von ihm gehört.

Noch verdient aus diesem Briefe ein Bericht über eine am Wittenberger Seminar eingetretene Erweiterung kurze Erwähnung:

Du wirst es schon wissen, daß das Ministerium beschlossen hat, bei unserm Seminar eine Elementar-Freischule zu errichten, um den Seminaristen eine Bekanntschaft mit dem Volksschulwesen und Uebung in der Kunst des Unterrichtens zu verschaffen. Es hat einen Herrn Rüdiger, der längere Zeit an der Bunzlauer Anstalt gearbeitet hat, zum Lehrer derselben bestellt. Es soll ein lieber christlicher Mann sein; und so versprechen wir uns recht viel Segen von dieser neuen Einrichtung. Ostern wird sie wohl ins Leben treten. Die Seminaristen, der Mehrzahl nach, scheinen sich freilich nicht darauf zu freuen. Die liebe Furcht vor der Vermehrung der Studien! Aber nicht wahr: *ὁ μὴ δαρθεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*? Was wird Dein August zu diesem Grundsatz meinen? Ich denke er stimmt bei. Seine lateinischen Briefe sind für seinen hiesigen Correspondenten schon zu classisch; sie reizen dessen Neugierde nicht sonderlich. Ich glaube zu einem gründlichen Studium der Epistel ist es auch jetzt noch nicht gekommen.

Auch der zweite Brief aus dem gleichen Jahre, vom 22. Februar 1834, ist für das Verhältniß beider Männer von Interesse:

Du hast nichts als Plage, wenn ein Brief von uns kommt; das versteht sich nun ein Mal von selbst, und Du wirst es bald so gewohnt sein, daß Du Deine liebe Noth mit uns gar nicht mehr fühlst. Also vorweg eine Bitte. Du erhältst anbei eine Rolle mit 31 rth. 23 Sgr. 9 pf. mit der Bitte, dieselben gefälligst Ferdinanden Grimm mit dem schönsten Dank von unsrer Seite für ihre Auslagen und Bemühungen zukommen zu lassen. Ein Paar Zeilen meiner Luise an die Empfängerin liegen in der Rolle selbst. Ich adressire diese Geldsendung bloß deßhalb nicht unmittelbar an Ferdinanden selbst, damit sie nicht dem guten Papa in die Hände kommen, und dieser Wunder denken möge, was wir um seinetwillen für Depensen gemacht. Du selbst hast kein Geld haben wollen, jetzt erhältst Du wenigstens die Mühe.

Dieß war Bitte N. 1. Damit sind wir noch nicht fertig. Es kommt auch noch eine N. 2. Vor einigen Tagen wendete sich ein ehemaliges Mitglied unsers Seminars, Cand. Karl Krieger aus Lübben, jetzt Hauslehrer in Carolath bei Neusalze, an mich mit der Bitte, ihn Dir zu empfehlen, indem er beabsichtige, wegen seiner Anstellung zu Dir seine Zuflucht zu nehmen. Dieser Bitte will ich denn hiermit Folge leisten. Wie die Dinge in Schlesien stehen, könnte ich mich nur freuen, wenn eine der dortigen Gemeinden einen Hirten von Krieger's entschiedenem und dabei besonnenem Christenthum erhielte. Ich kann natürlich nur von der Zeit her urtheilen, wo er hier war, was bald 1½ Jahr her ist. Damals war es ihm herzlicher Ernst mit seinem Glauben und mit seinem künftigen Beruf im Dienste des Herrn. Dabei hatte er gute Kenntnisse und eine angenehme Gabe für die Kanzel, wie auch eine einfache, populäre Weise. Ich kann Dir den Mann also mit bestem Gewissen empfehlen; weiß aber nicht, was Du für ihn thun kannst, da er kein Schlesier, auch nicht von Eurem Consistorio examinirt worden ist. Er hat vor etwa einem Jahre in Berlin sein 2. Examen gemacht, so viel ich mich erinnere, mit der Censur „sehr gut".

Aus dem übrigen Inhalt sei noch Rothe's Eindruck von Schleiermacher's Heimgang hier wiedergegeben:

Schleiermacher's Tod wird Dich auch sehr bewegt haben, zumal seine letzten Augenblicke so schön gewesen sind. Unter den mancherlei Versionen seiner letzteren Aeußerungen kann ich die folgende, als auf einer schriftlichen Mittheilung (vom Todestage selbst) des bei seinem Ende als Theilnehmer der Communion anwesend gewesenen Onkel unsres Lommatzsch an diesen letzteren beruhend, für authentisch ausgeben. Schleiermacher hat im Gefühl des herannahenden Todes seine Frau, deren Neffen Hrn. v. Mühlenfels, den Conrector Lommatzsch (seinen Stief-Schwiegersohn), die Professorin Fischer (eine Schwester des letzteren) und noch einige nahe Angehörige um sein Lager zur

Feier des heiligen Abendmahles versammelt, das er selbst aufgerichtet sitzend verwaltet hat. Noch mit kräftiger Stimme hat er ein Gebet gesprochen. Darauf segnet er das Brod ein, bricht es und setzt, nachdem er die betreffenden Einsetzungsworte ausgesprochen, hinzu: „Das ist unser Fundament." Wie er sich eben anschickt den Kelch zu segnen, ruft er: „Rasch, rasch den Kelch, mir wird so selig", und sinkt leise zurück und ist hinüber. Unzählige werden ihm ihren dankbaren Schmerz nachschicken, denen er die erste Hinweisung auf Christum geworden ist.

An diese eigenen Briefe Rothe's an Hahn knüpft sich noch eine etwas spätere Mittheilung Heubner's über ihn an den beiderseitigen Schwager, vom 29. Mai 1834:

Der l. Bruder Rothe hat itzt das kalte Fieber, und ich glaube theils in Folge einer Reise nach Wörlitz, wo wir den 26. Mai zusammen waren, Abends erst um 7. zurückfuhren und er ohne Mantel im Wagen war: theils wegen der mir sehr auffallenden Kälte, die itzt, seit Eintritt kühler Witterung, in den Mauern des Augusteums ist. Doch er wird ja wohl bald dies überstehen. Dagegen leidet Luise noch immer sehr an ihren Krämpfen und Nervenschwäche.

Von der Correspondenz mit Hahn wenden wir uns nun wieder zu der mit Bunsen. Zunächst haben wir hier noch aus dem früher angeführten Briefe vom 24. August 1833 einer aus Anlaß von Bunsen's „Gesang- und Gebetbuch" hervorgerufenen Besprechung der Gesangbuchsfrage zu gedenken:

Vor allem von uns beiden und Heubner den herzlichsten Dank für das Gesang- und Gebetbuch. Es ist uns schon ein lieber, treuer Hausfreund geworden, dessen Gesellschaft wir keinen Tag entbehren können. Es findet auch gar Viele, denen es ein langgefühltes Bedürfniß ausfüllt. Freilich die große Masse unserer heutigen Christen macht an den Stoff ihrer Erbauung keine ästhetischen Ansprüche, und der gute Wille des frommen Dichters gilt ihr ebenso viel als die gelungene That. Diese alle finden in der sehr reichhaltigen und unvergleichlich wohlfeilen Sammlung, die gleichzeitig mit der Deinigen zu Berlin erschienen ist, unter dem Titel: „Geistlicher Liederschatz", volle Befriedigung. Aber es gibt doch auch genug Solche, deren Bedürfniß weiter geht. Daß auch unter diesen, die über die Principien der Auswahl und Behandlung der Lieder unter sich einverstanden sind, über die Art und Weise der Anwendung derselben häufig ein Dissensus stattfinden kann, liegt in der Sache. Gleichwohl ist durch Deine Arbeit eine Bahn gebrochen, auf der die schönste Frucht eingeerntet werden muß.

Am meisten zu wünschen läßt wohl noch das Gebetbuch übrig. Die Schuld davon liegt aber nicht an den Bearbeitern, sondern lediglich an den vorhandenen Mitteln. Es ist mir von vornherein nicht deutlich gewesen, wie man mit ihnen ausreichen oder wie man das Fehlende anderweitig ersetzen wolle. Eine in die Arbeit näher eingehende Beurtheilung des Gesang- und Gebetbuchs ist noch nicht erschienen. Zwei wegwerfende Kritiken in dem Literaturblatt der Allg. Kirchenzeit. und in dem Repertorium von Pölitz sind ganz von der Oberfläche abgeschöpft und verdienen kaum der Erwähnung. Sie behandeln das Werk als ein Unternehmen bloß für Parteizwecke und glauben deßhalb sich demselben im Interesse ihrer Partei widersetzen zu müssen. Sollte das Buch einen Angriff, der der Rede werth ist, erfahren, so will ich gern auch mein Wort dazu geben als einer, der Pathenpflichten zu erfüllen hat. Wenn bei einer neuen Auflage, die doch wohl bald Bedürfniß werden wird, der Preis des Buchs herabgesetzt werden könnte, so würde dieß die Wirksamkeit desselben in einem größeren Kreise sehr erleichtern. Auch die Herausgeber des Liederschatzes haben jedem einzelnen Liede eine Schriftstelle vorgesetzt; aber freilich von einem ganz andern Gesichtspunkt aus, um auch bei dieser Gelegenheit etwas vom Worte Gottes in Cours zu setzen.

Ueber denselben Gegenstand findet sich sodann in dem Briefe vom 17. Juni 1834 noch die folgende Stelle:

Das Gesangbuch hat mich in der Zwischenzeit ernstlich beschäftigt, und ich werde Dir meine Antwort in keinem Falle schuldig bleiben. Aber ich verhehle Dir auch nicht, daß ich, was die Anordnung der Lieder betrifft, selbst noch keine mir genügende gefunden habe, und erst noch die rechte Spur suche. Ich will in diesen Tagen einen neuen Anlauf nehmen, und was sich mir ergiebt, zu Papier bringen.

Dieser Brief vom 17. Juni 1834 fällt jedoch nun bereits in die Zeit von Bunsen's wichtigster Reise nach Deutschland, zum Behuf der mit dem Erzbischof Spiegel von Cöln abzuschließenden Convention hinsichtlich der gemischten Ehen. In Bunsen's Leben ist dieser Reise näher gedacht, seiner Abreise von Rom, im März 1834 (I S. 411), der in Berlin von ihm abgefaßten Denkschrift vom 18—22. Mai (S. 419), der ersten Zusammenkunft mit Spiegel am 10. Juni (S. 421), der wichtigen Convention vom 19. Juni (S. 423. 551—556), der Weiterreise Bunsen's an den Rhein zu den abschließenden Verhandlungen (S. 425). Wir haben hier diese einzelnen Data aber deshalb zu erwähnen, weil wir Rothe schon früh in ungeduldig freudiger Erwartung einer Zusammenkunft mit Bunsen sehen, die sich immer wieder zerschlug.

Schon am 17. März 1834 schreibt Rothe in dieser Hoffnung nach Schulpforta an Schmieder:

Unser theurer Bunsen wird nun bald bei Dir sein; daß er auch hierher kommt, darauf rechne ich mit Zuversicht, über das Wann aber bin ich ganz im Dunkeln. Hättest Du nun wohl die Freundschaft, mir, wenn B. bei Dir eingetroffen sein wird, mit 2 Worten zu schreiben, wann er hier zu sein gedenkt? Wenn Deine Zeit dazu nicht ausreicht, so wird Neuenhaus gern den Briefsteller machen, und Du dürftest nur so gut sein, ihm die gewünschte Notiz mitzutheilen. Begrüße nur inzwischen den lieben Bunsen aufs innigste, und sage ihm, er glaube gar nicht, wie hoch wir uns auf sein Wiedersehen freuten; er möge uns nur auch nicht eine gar zu kurze Zeit zumessen. Daß er nirgends anders wohnen darf als bei uns, versteht sich ganz von selbst. Es ist bereits alles für ihn in Bereitschaft gesetzt. Du kennst die mehr als überflüssige Geräumigkeit unserer jetzigen Wohnung. Könnten wir doch auch Dich ein Mal bei uns sehen in den Dir so wohl befreundeten Räumen des Augusteums, aber nicht so flüchtig als das letzte Mal.

Bei Gelegenheit dieses Briefes an Schmieder mag gleichzeitig bemerkt werden, daß Rothe's Brief an Bunsen vom 17. Juni 1834 sich über eine grade erschienene Schrift seines Vorgängers in Rom und Nachfolgers in Wittenberg dahin äußert:

Ich habe in der Zwischenzeit Schmieder's Cölestin mit rechtem Genuß gelesen. Das formelle Talent, das sich in dem Büchlein darlegt, scheint mir mehr als ein gewöhnliches. Die Resultate selbst des 1. und des 3. Gesprächs vermag ich mir nicht anzueignen, aber desto reiner ist meine Freude an der künstlerischen Form, und dem lieben, von der Hand des Schöpfers so zart und aller Verschlungenheit ungeachtet so elegant gewebten Gemüth des Schreibers.

Derselbe Brief vom 17. Juni beginnt im Uebrigen mit herzlichem Dank für die Zuführung von Bunsen's Freund Ph. Pusey (wohl von dem Begründer des Puseyismus zu unterscheiden). Bei aller Anerkennung des liebenswürdigen Engländers sehen wir freilich Rothe grade wie früher Lücke (vgl. Bunsens Leben I, 149. 150) die Selbständigkeit der deutschen Theologie gegenüber der englischen Untheologie wahren (während Tholuck nur den Ausdruck unbedingter Anerkennung hat):

Meinen innigsten Dank für die Freude, die Du mir und meiner Frau durch Deinen Brief vom 13. d. M. gemacht hast, die durch den freundlichen Ueberbringer noch erhöht wurde. Es ist mir in der Nähe dieses edlen Britten sehr wohl gewesen, ungeachtet mir auch an

ihm der große Unterschied des geistigen und auch des christlich-religiösen Grundes und Bodens wieder recht anschaulich geworden ist, auf dem man in England und in Deutschland steht. Auf die Länge wird der apologetische Standpunkt solcher trefflicher Männer sich auch in England nicht halten können; vielleicht aber hat Deutschland in seiner eigenthümlichen Bildung die Aufgabe, dem englischen Christenthum den Uebergang auf einen andern, weniger mechanischen Standpunkt ohne den traurigen Durchgang durch den Vandalismus der rationalistischen Aufklärerei zu vermitteln. Gewiß ein schöner Beruf! Ueberhaupt dürfte der Erfolg manches, was jetzt von unsern Gelehrten nur privatim und für den individuellen geistigen Hausbedarf mit großem vergeblich aussehendem Kraftaufwande zu geschehen scheint, als auch ins Weite und Ganze hin bedeutsam und wirksam nachweisen. Auf dem Gebiete des geistigen Lebens, zumal inwiefern es von dem christlichen Princip beherrscht ist, bleibt der alte Spruch immer noch wahr: „dieser säet, der andre schneidet." Aber nichts desto weniger können sich doch beide mit einander freuen, der da säet und der da schneidet. Leider hat mir Hr. Pusey nur einige wenige Stunden schenken können.

Von nicht geringerem Interesse ist endlich das, was Rothe in diesem Briefe über Bunsen's und seine eigene Führung ausspricht, vor Allem die Ablehnung eines jeden Schrittes, der eine Förderung der eigenen „Carriere" erzielen könnte:

Den innigsten Antheil nehme ich an dem Segen des Herrn, der Dich fortwährend begleitet. Er wird auch nicht von Dir lassen! Dich ziehet Gott mit lauter Glück groß. Eine seltene Führung, die eine ganze eigne praktische Freudigkeit zur Folge haben muß, um die ich Dich wohl beneiden möchte. Sonst aber dürfte eine solche Führung auch eine andre Seite haben, nach der sie steiler und dornigter ist als die durch viel Trübsale; und das wirst auch Du selbst manchmal schwer genug fühlen, und auch Deinen eignen Kreuzweg haben. O wie hätte ich mich freuen wollen, wenn das „sehr nahe daran" ein „wirklich" geworden wäre! Immer freue ich mich noch als eines schönen Elements in dem Bilde meiner Zukunft des Gedankens und der Hoffnung, daß Du uns wieder erreichbar werden sollst. Das wäre einer meiner Wünsche, wenn Du fragst, ob ich Wünsche habe. In Wahrheit, was man so nennt, habe ich nicht. Die natürliche Unruhe, die in uns Adamssöhnen steckt, setzt wohl auch manchmal mein Verlangen für die Zukunft in Bewegung; aber es kommt nicht ein Mal dazu, daß sich Träume gestalten, geschweige Wünsche. Ich könnte nur sagen: ich wünsche etwas andres; aber auf die Frage was denn? könnte ich nur verstummen. Jede Antwort, die ich festzuhalten suche, zerrinnt vor meinem eignen Verstande als allzu thöricht. Ich wünsche also nur Eins, daß mir Gott Gnade schenke, immer besser

zu erkennen und zu gebrauchen, was Er mir mit großer, unverdienter Liberalität gegeben hat. Uebrigens ist Gott freilich scharfsichtiger als ich; und ob er nicht doch noch irgend ein andres Verhältniß für mich ausersehen haben dürfte, das will ich nicht in Abrede stellen; aber errathen welches, das kann ich nicht. Zeigt Er mirs zu seiner Zeit, so werde ich es wohl erkennen. Nichts desto weniger aber nimm meinen aufrichtigen, warmen Dank an für die Frage Deiner Freundschaft.

Bunsen hoffte nun am 1. Juli von Berlin abreisen zu können und wollte dabei zunächst nach Wittenberg kommen. Für Rothe war ein späterer Termin dadurch unmöglich, weil er am 4. Juli mit seinem Vater eine Rheinreise antreten sollte. Die Schwierigkeit schien sich zu heben, als Bunsen am 26. Juni seinen alsbaldigen Besuch ankündigte, und gleichzeitig die Nachricht von Rothe's Vater einging, daß die gemeinsame Reise bis zum 7. Juli verschoben werden könne. Es sollte dennoch nicht dazu kommen: Bunsen wurde zu lange in Berlin aufgehalten, wie aus seinem Briefe aus Berlin an Pertz vom 11. Juli 1834 (vgl. B. L. I S. 434) und dem nach Berlin gerichteten Schreiben des Erzbischofs vom 17. Juli (S. 424) hervorgeht.

In die innere Spannung Rothe's in dieser Zeit gewinnen wir näheren Einblick durch den weiteren Brief an Bunsen vom 30. Juni 1834, der neben der Klage der Verkürzung des Beisammenseins doch vor Allem die Freude ausspricht, daß es überhaupt dazu kommen solle:

Wird es Dir wider Erwarten möglich, Deine Abreise von Berlin beschleunigen zu können, so thust Du es gewiß; wir bitten Dich darum aufs allerschönste, um so Dich etwas länger besitzen zu können. Dein Gedanke, bei früherem Eintritt unsrer Abfahrt von hier, auf einen Tag von Berlin hierher zu kommen, hat uns innig gerührt, und wir würden zwischen Freude und Beschämung getheilt gewesen sein, wenn er zur Ausführung gekommen wäre.

Nochmals einen innigen Glück- und Segenswunsch zu allem Großen und Guten, das der Herr an Dir zu thun fortfährt. Du wirst viel zu erzählen haben, und ich bin sehr gespannt auf Deine Mittheilungen. . . . Mit Verlangen sehen wir beide dem Sonntag Morgen entgegen, der Dich uns, so Gott will, in frühster Frühe gesund und froh zuführen soll. Du findest uns zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit.

In denselben Tagen, wo er Bunsen vergeblich erwartete, mußte Rothe ebenfalls eine wiederholte Einladung seines Freundes Frühbuß nach Prittag ablehnen. Er schreibt ihm am 11. Juni 1834:

Ihr liebes Schreiben traf mich grade als Fieberpatienten; für's Andere — und dies ist die Hauptsache — war bei dessen Eingange über meine diesjährige Ferienreise noch kein völlig definitiver Beschluß gefaßt, sondern es bedurfte hierzu noch zuvor einer letztlichen schriftlichen Rücksprache mit meinem Vater. Erst nachdem ich die Antwort des letzteren erhalten, kann ich meinerseits die verlangte Antwort von mir geben.

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für das neue Zeugniß Ihrer unveränderten Freundschaft, das mir Ihr Schreiben gibt, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen dieselbe von ganzem Herzen und unveränderlich bewahre. Der Wunsch, in Ihrem theuren Kreise einige schöne Stunden verleben zu dürfen, kann nicht lebhafter sein als er in mir ist; und seien Sie dessen gewiß, führte mich mein Weg irgend in Ihre Nähe, so ließe ich mir diesen Genuß gewiß nicht rauben. Leider aber hat mein Papa, dem ich doch die Freude nicht verderben darf, statt unsrer Hinüberkunft nach Breslau für diesen Sommer eine gemeinschaftliche Reise nach den Rhein- und Maingegenden beschlossen, die unter den obwaltenden Umständen meiner Neigung gar nicht besonders entspricht; und so bin ich denn wenigstens für dieses Jahr um die Freude gebracht, die ich mir schon zum voraus so schön ausgemalt hatte. Auch weiß ich gar nicht, auf wann ich mich in Ansehung derselben vertrösten darf, denn künftiges Jahr möchte wohl schwerlich eine weitere Reise ausführbar sein. Nichtsdestoweniger lasse ich diese freundliche Aussicht nicht fallen, und überlasse Zeit und Stunde ihrer Realisirung der guten Hand Gottes. Sie, lieber Frühbuß, nehmen inzwischen sammt Ihrer lieben Josephine unsern aufrichtigen Dank für alle Liebe und Freundschaft, die Sie uns in Prittag zugedacht, an, als hätten Sie sie uns erweisen können.

Dem gleichen Briefe entnehmen wir noch die Antwort auf Klagen des Freundes über Mangel an anregendem theologischen Verkehr:

Ihr lieber Brief klingt ja gar kläglich. Ich glaube es Ihnen gern, daß Sie sich oft verwaist fühlen in Ihrer dortigen Einsamkeit; aber vor dem Vertrocknen und Versauern ist mir Ihrethalben nicht bange. Das wird wohl auch nur ein Durchgangspunkt sein bei Ihnen, ein solcher Durchgangspunkt aber kann einem auch seine Frucht eintragen. Sie wissen ja, auf wessen Umgang uns die Abgeschiedenheit von einem uns befriedigenden Verkehr mit Menschen verweist; und mit dem, den ich meine, hat man sich nicht so bald ausgesprochen. Aber auch wegen der Menschen um Sie her dürfen Sie nicht alsobald verzagen. Die Gegenstände eines gemeinsamen Interesses für Sie und jene können sich ja wohl in Zukunft finden, nicht dadurch, daß Sie werden wie jene, sondern dadurch, daß jene werden wie Sie. Und das steht ja — menschlich zu reden, — zum Theil auch mit in

Ihrer eignen Macht. Mir geht es selbst noch 1000 Mal wie Ihnen, ich beurtheile meine Lage mehr nach dem, was sie mir nicht gewährt, als nach dem, was sie mir wirklich gewährt. Das ist aber grundfalsch, man muß eine Bilanz zwischen beiden anstellen, und wenn man sich — auf erlaubte Weise — das Leben recht leicht machen will, lieber einzig und allein auf das letztere sehen. Sie haben einen gnädigen Gott und Heiland, ein theures Weib, ein frischaufblühendes Töchterlein, eine Gemeinde, die Ihnen noch dazu mit Liebe anhängt: was wollen Sie mehr? sollten Sie damit nicht glücklich sein können? Sehen Sie doch, wie ich in Eifer gerathe und schulmeistere! Es gilt aber eigentlich nicht Ihnen, sondern mir selbst; darum gerathe ich in solchen Affect. Wollen Sie wissen, theurer Freund, was ich täglich mit immer größerer Evidenz einsehen lerne, und doch immer noch gar nicht in rechte tägliche Uebung zu setzen verstehe? Eine der allerunentbehrlichsten Bedingungen zum Lebensglück ist ein Beruf, dem man sich ganz (mit ganzer Seele, mit ganzer Kraft, mit ganzer Selbstverläugnung) hingeben kann, — oder praktischer ausgedrückt: daß man sich seinem Beruf ganz hingebe. Man lebt nur in dem Maße glücklich und zufrieden, in welchem man nicht sich selbst lebt. Diese schlichte Wahrheit ist dem alten Menschen ein großes Geheimniß. Wäre sie nur ebenso leicht geübt als erkannt! Wir wollen beide dazu täglich immer wieder von Neuem in die rechte Schule gehen.

Nachdem ich so — wie es Freundesrecht ist — meinen Aerger über mich selbst an Ihnen ausgelassen habe, drücke ich Ihnen, — auch dafür, daß Sie sich dieß geduldig haben gefallen lassen, — mit inniger Liebe aus der Ferne die Hand. Gott erhalte und mehre Ihnen immer reichlicher die stillen, aber wahrhaften Freuden Ihres häuslichen Glücks. Grüßen Sie von mir und meiner Frau aufs herzlichste Ihre liebe Gemahlin.

Zerfielen nach diesen Briefen aber auch die Zusammenkünfte mit Bunsen und Frühbuß, so konnte dafür Rothe die Rheinreise mit seinem Vater um so voller genießen. Es liegen von dieser Reise zwar keine Briefe von ihm selbst, wohl aber zwei solche von der Hand des Vaters vor, und entnehmen wir denselben folgende Mittheilungen:

Aus Frankfurt a. M. schreibt Vater Rothe am 23. Juli 1834 an Hahn:

Mein hochverehrter Vetter!

Gleich einem wandernden Handwerksburschen fange ich diesen sehr verspäteten Brief damit an, daß ich von Herzen wünsche, er möge Dich und die Deinigen bei dem besten Wohlsein antreffen, und daß wir Euch alle auf das Freundlichste begrüßen.

Zu Altenburg haben wir nicht nur die 3 Eichen von 1455, sondern auch die geliebten Wittenberger richtig vorgefunden, die ersteren dort zurückgelassen und mit den letztern uns über Jena, Eisenach, Cassel, Marburg, Gießen, Weilburg, Bad Ems, Coblenz und Mainz incl. Wiesbaden heut hierher begeben, um etwa übermorgen nach Heidelberg abzugehen, Baden-Baden anfänglich mitzunehmen, und dann über Nürnberg nach der Oder in Eilmärschen zurückzukehren. Der Himmel hat uns bisher in allem begünstigt. Gott helfe weiter! Die Hitze war mitunter sehr arg, aber dafür auch der Himmel über uns rein und blau, z. B. bei der herrlichen Fahrt auf dem Dampfschiff, Prinzessin Marianne, von Coblenz nach Mainz in 12 Stunden, von halb sieben Uhr des Morgens an gerechnet. Eine solche Wasserfahrt ist für einen Neuling darum eine gar besonders ergötzliche Sache, und ich sage, jeder Mensch auf Erden, wenn es möglich wäre, sollte einmal in seinem Leben einen Tag auf gedachter Prinzeß zugebracht haben, um zu wissen, wie es in einer so concentrirten Bevölkerung hergeht. Wir hatten unsern Wagen zu Lande sub Josepho gehen lassen, und nur an dem mit 50 Personen besetzten Mittagstisch in der Kajüte wäre zu wünschen gewesen, daß etwa der Raum größer oder die Gesellschaft, die sich zum Theil auf dem Verdeck serviren lassen mußte, von geringerer Zahl gewesen wäre. Engländer, Holländer, Italiener und Deutsche waren durcheinander. Kinder und Greise, leider auch englische Kinderfrauen waren drunter. Sonst hatte ein jeder zu allem, was er vornehmen wollte, und zu allen Zeiten die bequemste Gelegenheit, und ich habe auf diesem Schiffe Anstalten von einer Vollkommenheit gefunden, wie sie mir weder der Continent noch unsere Werder oder Oder jemals dargeboten haben. Auch außer und an dem Rheine haben wir vortreffliche Gegenden gefunden. Auch hier, im und um das Hotel sieht es gar lieblich aus, obgleich wir heut Mittag nur mit großer Mühe ein leidliches Unterkommen, zuletzt im Weidenhofe auf der Zeil, haben auffinden können. Zum Schreiben hat sich seit Altenburg durchaus keine Zeit finden wollen, sonst hättet Ihr längst einen Brief von uns. Von Ruhetagen, d. h. von Tagen, an welchen wir nicht gefahren wären, ist bisher nur einer, in Altenburg, vorgekommen. Denn es gab immer etwas zu befahren, obgleich wir uns nur auf das äußerste gesetzt haben.

Den Bogen über Coblenz hatte ich in Breslau schon aufgegeben. Bei der Altenburger Berathung aber wurde darauf bestanden, und ich würde es mir auch nicht vergeben haben, wenn ich um die gedachte Schifffahrt gekommen wäre. Dafür haben wir auf das Besteigen der Berge im Rheingau verzichtet und uns am Anblick aus dem Schiff begnügt. Die Gasthöfe sind überall mit Reisenden überfüllt. Im rheinischen Hofe zu Mainz, wo wir logirten, wurden gestern Nachmittag 30 Equipagen abgewiesen, und in unserm Weidenhofe, einem mittlern Gasthause Frankfurts, ist alles bis auf Nr. 94 besetzt. — Der Wein steht überall vortrefflich und bittet nur dringend um einen

warmen August. Das Getreide haben wir schon in Sachsen nicht mehr schlecht und in den allermeisten Gegenden so gesegnet gefunden, daß an Mißernte und Fruchtmangel in Deutschland gar nicht zu denken ist. Das Wetter hat uns sehr beständig begünstigt, und einige Gewitter ausgenommen, die bald und ohne Folgen auf die Temperatur vorbei gingen, hat uns kein Regenwetter bisher den Himmel getrübt. Ich bitte Dich, liebster Hahn, den Collegen Storch, und wer etwa sonst sich meiner erinnert, auf das schönste zu grüßen, und ersterem zu sagen, daß ich seinem versprochenen Briefe zu Nürnberg mit Verlangen entgegen sehe.

Louisen bekommt das Reisen, wider Erwarten, zusehend. Willst Du die Güte haben, den Kanzleidiener Brand und meine Köchin kommen zu lassen, so sage ihnen, daß wir wohl wären, daß sie das Haus gut hüten und die Vollendung des neuen Ofens in meiner Arbeitsstube sowie das übrige eifrigst betreiben sollen. Ich denke über den Tag unserer Rückkunft das Nähere noch zu schreiben. Von den Wittenbergern werden wir uns wohl erst in Dresden trennen. Grüße von uns allen Deine liebe Frau und Kinder. Gott erhalte Euch gesund. Es hat schon 11 Uhr Abends geschlagen. Meine Gefährten schlafen schon. Ich aber habe noch für Dich wachen wollen. Vale et fave! Auf fröhliches Wiedersehen.

Aus Nürnberg ist ferner der folgende Brief, an den im vorigen Briefe erwähnten Vetter Storch gerichtet und vom 7. August 1834 datirt:

Mein theurer Vetter Collega!

Als wir heut nach 1 Uhr von Gunzenhausen hier ankamen, lief ich sogleich aus dem bairischen Hofe zur Post, um Ihr gestern hier angekommenes gütiges Schreiben vom 2. d. in Empfang zu nehmen. Ich sage Ihnen dafür den allerschönsten Dank, und freue mich herzlich, daß Ihre kleine Reise in das Schlesierthal eine so entschieden gute Folge zurückgelassen hat. Was ein heißer Sommer ist, das haben nicht nur Sie in Breslau, sondern auch wir in einem hohen Grade, aber geduldig genug, empfunden, und Sie werden uns, wenigstens mich, ganz verbrannt und, gleich meinen Röcken, abgetragen, wiewohl hoffentlich gesund, wieder bekommen.

Aber mit meiner Zeit habe ich mich sehr verrechnet. Ich kam in die Nothwendigkeit unseres Herrn Chefs Excellenz um Nachurlaub bis zum 20. d. zu bitten. Denn ich sehe es nicht ab, wie es möglich sein sollte, daß mein Gespann mich eher zu Breslau abliefern könnte. Auch dem Hrn. Präsidenten v. Kottwitz schrieb ich deshalb von hier aus, wo ich den Pferden morgen Ruhetag geben muß. Von Frankfurt zogen wir über Darmstadt nach Heidelberg, von dort über Carlsruhe nach Baden, dann nach Stuttgart, von dort in $2^1/_2$ Tagen über Nördlingen und Schwabach hierher. Wir haben auch heut schon die Burg und einiges andere in Nürnberg absolvirt.

Das lieblichste, was wir gesehen haben, ist das Murgthal von Gernsbach bis Forbach. Es kostete von Baden aus, wo wir nur 2 Nächte geblieben sind, bloß einen Tag. Unfälle von Bedeutung haben uns, Gott sei Dank, bisher nicht getroffen. Einzelne ungerechnete Retardements haben wir erfahren müssen. Kein einziger Regentag hat uns getroffen, alles ist mit Gewittern abgemacht worden; aber desto größer war die Hitze, sie hielt das Vorschreiten der Pferde auf, und nöthigte uns, mehr Zeit, als gerechnet war, zum Fahren aufzuwenden.

Ich hätte wohl noch manches zu schreiben, aber ich bin sehr ermüdet.

Richard, seine Frau und Nantel empfehlen sich auf das beste.

Meine Köchin kann Joseph's Frau benachrichtigen, daß ihr Mann vollkommen gesund ist. Auch Kutsche und Pferde sind gesund.

Abgesehen von den Genüssen, die solchermaßen die Reise selber für Rothe und die Seinigen bot, gewährte sie ihm auch Gelegenheit zur Erneuerung der alten Beziehungen zu seinen Lehrern Daub und Abegg in Heidelberg. Und wir wissen von anderer Seite, daß (wenn auch ersterer selbst die wirkliche Uebersiedelung Rothe's nach Heidelberg nicht mehr erlebte) schon von jetzt an Rothe für eine etwaige Vakanz in Heidelberg in Aussicht genommen wurde.*) Es stimmte dies aber nunmehr auch mit seinen eigenen Wünschen. Ueber der zusammenhängenden wissenschaftlichen Forschung war die alte Neigung zu einer Landpfarre endlich erloschen, und im Gegentheil der Wunsch nach einem rein akademischen Berufe in ihm geweckt. Nur war er der Ansicht, daß ein solcher Beruf völlig an ihn herankommen müsse, hatte auch noch im Jahre 1833 einen an ihn nach Marburg ergangenen Ruf abgelehnt. Mit Heidelberg dagegen war es anders. Und auch dort hielt man den Gedanken an ihn fest. Daher denn, als es drei Jahre später zur Begründung des lange projectirten Predigerseminars kam und der in erster Reihe vorgeschlagene C. J. Nitzsch abgelehnt hatte, die wirkliche Berufung Rothe's nach Heidelberg.

— Dem Ende des Jahres gehört wieder ein Brief des Letzteren an Hahn an (vom 10. Decbr. 1834), dem wir zunächst die folgende Bemerkung über dessen Dissertation de superstitione entnehmen:

Ich bin Dir noch immer meinen herzlichen Dank schuldig für das theure Geschenk, das Du mir mit Deiner Dissertation gemacht hast. Gratulor ex animo, wiewohl so spät, zu dem abermals empfangenen Ritterschlage. Besonders aber bin ich Dir dafür dankbar, daß

*) Vgl. oben I, S. 33.

Du Dich so treulich und wie es mich dünkt, mit so siegreicher Evidenz des armen alten religare angenommen hast, das ich immer nur mit wehem Herzen für das doch gar so nüchterne relegere hingegeben habe.*) Ob Du es mit Deinen Lesern ehrlich meinst, wird die nahe Zukunft ergeben müssen; denn ich habe Dich stark in Verdacht, Du mögest uns mit den Fortsetzungen wieder durchzugehen Lust haben. Der Herr schenke Dir Muße und Freudigkeit, Dein vermittelndes Wort, als welches Du es ankündigst, recht bald auszureden.

Von allgemeinerem Interesse in diesem Briefe ist noch nachstehender Erguß über die kirchliche Lage in Schlesien:

Deine Mittheilung über Dein Verhältniß im Consistorium hat uns mit der wehmüthigsten Theilnahme erfüllt. Ich weiß nicht zu sagen, wem sie mehr gilt, ob Dir persönlich, lieber Bruder, oder der armen schlesischen Kirche. Das ist ein Mysterium iniquitatis. Ich schäme mich jetzt meines bisherigen halben Unglaubens; denn daß die Leute so verführen, habe ich vor Deiner Zeit immer nicht recht geglaubt, weil ich nicht hinter specielle Data, aus denen es unzweideutig hervorleuchtete, kommen konnte, und es mir individuell unmöglich war (und auch noch ist), eine solche Verfahrungsweise psychologisch zu begreifen. Du armer Bruder, daß Dir unser Schlesien, das Deiner zu so großem Segen für sich froh werden könnte, solches Herzeleid bringen muß! Ich sehe zwar menschlicherweise nicht deutlich ab, von wannen bei dieser Lage der Dinge die Hilfe kommen soll; aber ich bin doch des zuversichtlichen Vertrauens, von irgend woher wird sie in der Bälde kommen. Der Herr kann das nicht so gelassen mit ansehen, daß in seinem Weinberge also gewirthschaftet, und die Kraft, die er Dir zum Segen für so viele Tausende geschenkt hat, so paralysirt werde ... Persönlich würde sich die Sache in Berlin vielleicht in mancher Hinsicht leichter verhandeln lassen. Die eigentliche Hülfe aber ist wohl überhaupt nicht von Fürsten und ihren Rathsleuten zu erwarten, sondern von dem, der noch um ein Paar Himmel höher thront. Er möge Dir vor allem Deine innere Gemüthsruhe und Deine so schön bewährte Leidenschaftslosigkeit erhalten und Dich aus Seiner Freudenfülle 1000fältig für die traurigen Stunden entschädigen, welche Dir die Menschen machen. Das ist Ihm ja ein Leichtes. Du bist nun ein Mal eine so liebe, wohlwollende, treue Seele, altes Brüderchen, daß der liebe Gott Dich grade denen gegenüber besonders gut als seinen Legaten a latere brauchen kann, die da schnauben und toben wie Saulus.

Wir verbinden damit sofort den weiteren Brief an Hahn vom 6. März 1835:

*) Anspielung auf die beiden gewöhnlichsten Ableitungen des Wortes religio.

Wenigstens mit 2 Zeilen muß ich Dir heute unsern herzlichen Dank sagen für Dein liebes Briefchen vom 17. Januar. Wir haben uns alle der darin enthaltenen Aussichten auf ein Besserwerden von Herzen erfreut. Wenn es auch langsam geht, wenn die Wolken sich nur wenigstens allmälig verziehen, so wollen wir auch dafür schon von Herzen dem Herrn danken. Ich bilde mir ein, die unmittelbare Correspondenz mit Sr. Majestät, in die Du durch die Höningersche Sache gekommen bist, wird auch mitwirken, etwas mehr Scheu einzuflößen. Es mag Dir ein schwerer Gang gewesen sein, die letzte Expedition nach Höningern. Aber sage doch: weshalb in aller Welt ruft denn die Höningersche Gemeinde die Gnade des Königs an? Sie haben ja doch eigentlich nichts peccirt. Nach dem endlichen Verlauf der Sache zu urtheilen hat es in der That den Anschein, als wären die guten Leute doch mehr nur aufgeredet gewesen, als daß sie einer tiefer begründeten eigenen Erfahrung gefolgt wären. Scheibel'n mag die Wendung der Dinge tief zu Herzen gegangen sein. In welchem entsetzlich unglücklichen Zustande er sich gegenwärtig befindet, wirst Du schon wissen. Heubner erhielt vor einigen Tagen einen Brief von dem Pastor Roller in Lausa, worin er schreibt, Scheibel befinde sich seit etwa 10 Tagen nach Leib und Seele in einem Zustande, zwischen dem und dem Wahnsinn kein Unterschied sei, und in dem er sich ganz aufreibe mit Toben; die Aerzte gäben ihm fortwährend starke Opiate und Kirschlorbeer, um ein Nervenfieber hervorzurufen, aber bis jetzt vergeblich; er halte sich bald für den Kaiser, bald für den Papst, u. dergl. m. Ach, ich habe schon lange besorgt, daß Scheibel's Zustand damit enden werde! Es ist aber entsetzlich, und wie viele Lästerungen wird das hervorrufen! Daß es doch wenigstens den starren Lutheranern die Augen öffnete! Mit Guericke kann es auch noch böse werden. Er ist unlängst seiner Professur enthoben worden, was er gelassen hingenommen haben soll; nun haben ihn aber die Lutheraner in Halle und Naumburg förmlich zu ihrem Pastor bestellt, und in dieser Qualität verrichtet er nun Sacra (ohne übrigens, so viel ich weiß, ordinirt zu sein); das werden die Behörden natürlich nicht dulden, und da wird es auch wieder bösen Lärm geben. O l. Br., in dieser Welt des Unfriedens warum halten da nicht wenigstens die fest an dem Bande des Friedens, die nicht von dieser Welt sind? und warum müssen die Regierungen auch mit der besten Meinung da Trennungen hervorrufen, wo sich eben erst wieder auf dem Einen Grunde eine Einheit zu bilden anfing? Nun, der Herr wird auch darunter sein Werk haben. Hier auf unserm kleinen Felde kommt auch von Zeit zu Zeit immer wieder eine betrübte Erfahrung dazwischen, auf die man nicht gefaßt war! Freilich, es bringt jeder Frühling seine tauben Blüthen, und das sollte einen nicht wundern. Dagegen freue ich mich, daß unser Heubner endlich wieder ein Mal an die Apologetik gekommen ist. Er hat etwa seit Neujahr angefangen sie wieder ein Mal zu lesen.

Hier dürfte nun zugleich der passendste Ort sein, zumal wo uns grade aus dem Jahre 1835 die damals von Rothe vorgetragenen Collegien über die Geschichte der Predigt und der Katechetik vorliegen, über diese Vorträge, die ja zum Theil auch mit den Vorarbeiten zu seinem kirchengeschichtlichen Hauptwerke zusammenhängen, und ebenso über die in den letzten Jahren der Wittenberger Stellung gehaltenen Seminarpredigten das Nöthigste zu bemerken.

Von den letzteren, d. h. den zusammenhängenden Abendandachten, von denen oben (S. 36—40) zwei der ersten aus dem Jahre 1832 mitgetheilt wurden, sind eine größere Zahl nachgeschrieben worden und in verschiedenen Abschriften verbreitet. Dem Referenten liegen zwei verschiedene Sammlungen vor; die erste beginnt mit dem April 1834 und geht bis zum Juni 1837. Von einer zweiten Sammlung, die mit dem Juni 1836 begann, ist uns nur der letzte Theil (seit April 1837) erhalten; doch bildet sie somit grade für die letzte Zeit die Ergänzung der ersteren, und es ist ihr außerdem eine größere Zahl anderer Rothe'scher Predigtdispositionen beigefügt. Von irgend welcher Aufnahme des Ganzen oder auch nur eingehenderen Auszügen kann in unserem „Leben in Briefen" keine Rede sein; doch glauben wir den theologischen Lesern desselben wenigstens eine Uebersicht der Dispositionen schuldig zu sein, zugleich im Anschluß an die aus den Anfängen von Rothe's Predigtthätigkeit in Rom mitgetheilten.*)

Der erste Timotheusbrief ist in den Predigten vom 6. April 1834 bis 12. Juli 1835 über die nachfolgenden siebenundvierzig Dispositionen behandelt:

1, 1—4. Ueber die christliche Gnosis.
5—7. Der Hauptgesichtspunkt für die Wirksamkeit des evangelischen Predigers.
8—11. Vom rechtmäßigen Gebrauch des Gesetzes.
12—17. Mir ist Barmherzigkeit widerfahren.
18—20. Die gute Ritterschaft des evangel. Predigers.
2, 1—4. Wie wichtig dem evangel. Prediger die christl. Fürbitte sein müsse.
4—7. Die Lehre von der Allgemeinheit der Gnade Gottes in Christo.
8. Die rechte Gebetsverfassung.
3, 1. Das Bischofsamt ein köstlich Werk.

*) Vgl. oben I, S. 338—340 u. 366—371.

2, 2. Die Unsträflichkeit des evangel. Predigers.
2. Einige Erinnerungen an die besondere Wichtigkeit des ehelichen Verhältnisses für die Führung des evangel. Predigtamtes.
2. Die Nüchternheit des evangel. Predigers.
2. Die Bescheidenheit und Wohlanständigkeit des evang. Predigers.
2. Die Lehrhaftigkeit des evang. Predigers.
3. Der milde Sinn des evang. Predigers.
3. Die Uneigennützigkeit des evang. Predigers.
4. 5. Die häusliche Führung des evang. Predigers.
6. Der evang. Prediger darf kein Neuling sein.
7. Wie viel dem evang. Prediger an einem guten Zeugniß auch von denen, die draußen sind, liegen müsse.
8. Der evang. Prediger soll nicht zweizüngig sein.
9. Welch einen Glauben der Apostel von dem Diener des Evangeliums fordere.
10. Von der Erprobung, welche dem Eintritt in das evangel. Predigtamt vorangehen soll.
11—13. Der Lohn des Dienstes am Evangelio.
14. 15. Die christliche Gemeinde das Haus Gottes.
16. Das Geheimniß der Gottseligkeit.
4, 1—5. Ueber enkratitische Strenge.
6. 7. Paulus über reine Lehre und Irrlehre.
9. 10. Die Hoffnung auf den lebendigen Gott und Heiland die eigentliche Triebkraft in der Wirksamkeit des evangelischen Predigers.
11. 12. Das jugendliche Alter für den evang. Prediger kein wirkliches Hinderniß einer gesegneten Amtsführung.
13—15. Pauli Rath an den an sich selbst verzagenden Diener des Evangeliums.
16. Daß es für die gesegnete Führung des evang. Predigtamtes hauptsächlich nur darauf ankomme, daß wir auf uns selbst streng acht haben.
5, 1. 2. Das Strafamt des evang. Predigers.
3—7. Gesichtspunkte für die christl. Uebung der Wohlthätigkeit.
8. Die Neigung, die näheren Pflichten über den entfernteren zu vergessen.
9—15. Einige Fragen an den künftigen Diener des Evangeliums.
17. Was wir von der Thatsache denken sollen, daß der geistliche Stand in der öffentlichen Achtung so sehr gesunken ist.
17. 18. Die das Evang. verkündigen, sollen sich vom Evang. nähren.
19—21. Warnung vor Vorurtheil und Parteilichkeit in der Führung des Predigtamtes.
22. Die apostolische Warnung, uns nicht fremder Sünden theilhaftig zu machen.
22. 23. „Halte Dich selber keusch".

5, 24. 25. Wie wir die erfahrungsmäßige Wahrheit zu benutzen haben, daß die Sünden sowohl als die guten Werke des Menschen immer nur theilweise vor unsern Augen aufgedeckt sind.
6, 1. 2. Der Christ unter dem Drucke der Pflicht.
3—5. Wie wir die Neigung, nicht bei dem einfachen Evang. stehen zu bleiben, zu beurtheilen haben.
6—8. Genügsamkeit und Gottseligkeit.
9. 10. Die Wurzeln des Geizes.
12. Der Glaubenskampf des evang. Predigers.
15. 16. Die Größe Gottes.

Den zweiten Timotheusbrief behandeln fünfundvierzig Predigten vom 2. August 1835 bis 25. September 1836 über die folgenden Dispositionen:

1, 1—4. Der Werth der christl. Freundschaft für den evang. Prediger.
5. Die Frömmigkeit als eine Familienangelegenheit.
7. Der Geist des evang. Predigtamts ein Geist der Furchtlosigkeit.
8—10. Leide mit dem Evangelium.
11. 12. Ich weiß, an wen ich glaube.
13. 14. Wie der evang. Prediger im Christenthum das Wesentliche von dem Unwesentlichen scharf zu unterscheiden wissen müsse.
15—18. Von der Treue und Untreue der Schüler des evang. Predigtamtes.
2, 1. 2. In wiefern dem evang. Prediger die apost. Ermahnung gelte, stark zu sein durch die Gnade in Christo.
3—5. Was soll der evang. Prediger dem Wehrstande ablernen?
6. 7. In wiefern der evang. Prediger selbst zuerst die Frucht seiner Arbeit genießen soll.
8—9. Wie die Erinnerung an Jesum Christum den Auferstandenen den evang. Prediger in jedem Kampfe stark mache.
10. Der Gedanke an die göttl. Gnadenwahl für Paulus ein Antrieb zu furchtlosem Eifer in seinem apost. Berufe.
11. 12. Der unauflösliche Zusammenhang zwischen Leiden und Herrlichkeit in Christo.
12. 13. Warnung vor der Verläugnung Christi.
16—18. Ueber die Neigung das Christenthum zu vergeistigen.
19. Das Siegel der Gemeinde des Herrn.
20. Der gemischte Charakter der Gemeinde des Herrn ein Zeichen von ihrer Großartigkeit.
21. Wie wir uns zu reinigen haben von dem Unreinen in der Gemeinde des Herrn.
22. Warnung vor den jugendlichen Leidenschaften.
23—26. Ein Knecht des Herrn soll nicht zanken.
3, 1—5. Die letzten Zeiten schlimme Zeiten.
5. Die Scheinfrömmigkeit der letzten Zeit.

3, 6. 7. In welchem Sinne es ein Tadel ist, immerdar zu lernen.
8. 9. Woran wird die Thorheit der Widersacher des Evang. offenbar?
10. 11. Was wollten wir, indem wir den Beruf des evang. Predigers erwählten?
12. Ob das Wort des Apostels noch immer gelte, daß alle, die gottselig leben wollen, in Christo Verfolgung leiden müssen.
13. Die Geschichte des falschen Lehrers.
14. 15. Das rechte Stehenbleiben bei der einmal gewonnenen christl. Ueberzeugung.
16. 17. Die h. Schrift als geistliches Bildungsmittel.
4, 1. Wie wichtig für den evang. Prediger der Gedanke an die Wiederkunft des Herrn sei.
2. Das rechte Anhalten mit der Predigt des göttl. Wortes.
3. 4. Aus welchem Gesichtspunkte hat der evang. Prediger neu hervortretende Irrlehrer zu betrachten?
4. 5. Was macht uns geschickt zu einer weitreichenden christlichen Wirksamkeit?
6. Der Geist des evang. Predigtamts ein Geist der Selbstaufopferung.
7. Pauli Rückblick am Schluß seiner irdischen Lebensbahn.
8. Pauli Hinausblick in die Zukunft am Schluß seiner irdischen Lebensbahn.
9. Paulus auch im Angesicht der Märtyrerkrone nicht gleichgültig gegen die Angelegenheiten des irdischen Lebens.
* 10. Das Demaschristenthum.
11. Wie betrachtet der Christ das sich bedienen lassen?
12. 13. Von der Neigung des evang. Predigers zu wissensch. Beschäftigung.
14. 15. In welchem Sinn auch der Christ über die Bösen Gottes Gericht herbeiwünschen kann.
16. 17. Daß auch in der christl. Freundschaft menschliche Schwachheit nicht ausbleibt.
18. Pauli Hoffnung auf die Erlösung von allem Uebel.
19—21. Ueber christliche Bekanntschaften.
22. Ueber besondere christl. Sprechweisen.
22. Pauli Wunsch: Der Herr Jesus sei mit Deinem Geiste.

Von den Predigten über den Titusbrief enthält die ersterwähnte Sammlung, welche die Reden über beide Timotheusbriefe vollständig giebt, nur vier vereinzelte. Dagegen können wir der zweiten Sammlung wenigstens die Titel einer größern Zahl dieser Titusauslegungen entnehmen; es sind die folgenden:

1, 15. Den Reinen ist Alles rein.
16. Die Verbindung zwischen theoretischer Gotteserkenntniß und praktischer Gottesläugnung.

2, 1. Die gesunde Lehre.
7. Die Musterhaftigkeit des evang. Predigers.
7. Von der geistlichen Würde.
8. Auch die Anklagen sollen wir beherzigen, welche in unsern Tagen von den Gegnern wider die gläubigen Prediger erhoben werden.
11—14. Die evang. Predigt als Moralpredigt.
13. Das Leben des Christen ein Leben der Erwartung.
15. Die Forderung an den evang. Prediger: Laß Dich Niemand verachten.
3, 1. Der evang. Prediger ein Gehülfe der Staatsgewalt (Obrigkeit).
2. 3. Die Verträglichkeit des Gläubigen mit den Ungläubigen.
4. 5. Die Geburt des Heilandes die Erscheinung der Gütigkeit und Menschenliebe Gottes (Weihnachten).
8. 9. Welche Richtung soll der evang. Prediger der Thätigkeit der Gläubigen in der Gemeinde geben?
10. 11. Die Strenge Pauli gegen die Häretiker.

Außer dieser zusammenfassenden Behandlung der Pastoralbriefe hat Rothe den ersten johanneischen Brief ähnlich erklärt, und stellen wir daher auch von diesem noch die erhaltenen Themata zusammen:

1, 1—3. Die rechte Gewißheit, aus der heraus der evang. Prediger reden soll.
4. Der Dienst am Evangelium ein Arbeiten an der Freude der Brüder.
5. Gott ist ein Licht und in ihm keine Finsterniß.
6. Ohne einen Wandel im Licht keine Gemeinschaft mit Gott.
7. Ohne einen Wandel im Licht keine christliche Gemeinschaft.
8. Ohne eine tägliche Buße ist unser Christenthum Lüge und Selbstverführung.
9. Bei täglicher Buße dürfen wir auch der göttl. Vergebung unserer täglichen Sünden getrost gewiß sein.
2, 1. 2. Die evang. Lehre, daß wir hier immer Sünder bleiben, die sicherste Grundlage der Heiligung.
2. Christus die Versöhnung für unsere Sünden.
3—6. Das Halten der Gebote Christi das unerläßliche Kennzeichen unserer Gemeinschaft mit Ihm.
7. 8. Daß die sittlichen Forderungen des Evangeliums beides sind, uralt und wesentlich neu.
9—11. Die Bruderliebe das Kennzeichen des Lebens im Licht.
12—14. Die Grundzüge des christl. Bewußtseins.
15—17. Warnung vor der Weltliebe.
18. 19. Wie wir den überhand nehmenden Abfall vom Christenthum zu beurtheilen haben.

2, 20. 21. Die Salbung von Christo die Lehrerin des wahren Christen.
22. 23. Das Läugnen, daß Jesus der Christ sei.
24. 25. In welchem Sinne wir bei der ursprünglichen Verkündigung von Christo bleiben sollen.
28. Die Ermahnung zum Bleiben bei Christo.
29. Rechtthun das Kennzeichen der Geburt aus Gott.

Die übrigen uns vorliegenden Andachten sind zum Theil über die Bergpredigt, im engen Anschluß des Themas an den Text gehalten, so daß hier keine Mittheilung des erstern nöthig, theils über zerstreute Texte aus dem Lukas- und Johannesevangelium, den Corintherbriefen, Galater- und Philipperbrief, sowie einigen prophetischen und Psalmenstellen. Auch ist dem ersten Timotheusbrief (1, 12) noch die Reformationspredigt von 1833 über den engen Zusammenhang zwischen Glaubensfreudigkeit und Glaubenstreue entnommen. Da aber ohnedem die Sammlung der gedruckten Predigten reichen Stoff genug bietet, glauben wir bis zu einer eventuellen Vervollständigung derselben von weiteren Mittheilungen abstehen zu sollen.

Noch weniger ausführbar ist es freilich, von den geschichtlichen Collegien Rothe's an dieser Stelle einen genauen Ueberblick zu geben, da die Natur des Stoffes jede hier mögliche Art von Auszügen gradezu ausschließt. Wir müssen uns darum auch hier auf ein bloßes Gerippe beschränken, in der Hoffnung, diese gediegenen Studien im Zusammenhang mit der Darstellung von Rothe's kirchengeschichtlichem System überhaupt zu verwerthen.

Um von der Art seiner historischen Vorlesungen überhaupt einen Begriff zu geben, wählen wir seine Geschichte der Katechetik nach einer im August 1835 aus Rothe's eigenem Manuscript genommenen Abschrift. Der ganze Stoff ist hier in die drei Zeiträume, bis zum Allgemeinwerden der Kindertaufe (Mitte des 5. Jahrhunderts), von da bis zur Reformation, und von dieser bis zur Gegenwart zerlegt, von denen der erste in 14, der zweite in 11, der dritte in 52 §§ behandelt wird. Aus dem ersten Abschnitt hebt sich besonders § 3 über die mit der Entstehung der Katechisationen zugleich begründete disciplina arcani hervor, die Rothe hernach in der besondern Dissertation de disciplinae arcani, quae dicitur, in ecclesia Christiana origine (Heidelberg 1841) und in Herzog's Real-Encyklopädie I, S. 469—477 spezieller behandelt hat. Die folgenden §§ schildern die formlosen Anfänge, die allmählige Erweiterung und Entwicklung sowie die verschiedenen Klassen der Präparanden, Be-

schaffenheit und Methode des Unterrichts und die hiermit weiter zusammenhängenden Punkte. § 9 charakterisirt die Anfänge der katechetischen Literatur vor dem Concil von Nicäa, § 10 ff. die mit diesem Concil beginnende Vermehrung der Literatur, worunter sich die genaue Analyse der Katechesen des Cyrill von Jerusalem (§ 11) und der einschlägigen Schriften des Ambrosius und Augustin (§ 13) abhebt.

Im zweiten Abschnitt wird zwischen dem blos scheinbaren und dem wirklichen Fortbestehen des Katechumenats in der mittelalterlichen Kirche unterschieden. Als Gewinn für den Unterricht erscheint die Hinzufügung des Dekalogs, als schlimmster Nachtheil die durch den Heiligen- und Mariendienst veranlaßten Zusätze. §§ 23—25 behandeln die katechetische Literatur des Mittelalters.

Eingehend und liebevoll ist aber besonders das von der Reformation veranlaßte frische katechetische Leben geschildert, und es sei hier daher wenigstens der Hauptinhalt der einzelnen Paragraphen kurz angegeben.

I. § 26. Katechismen Luther's.
§ 27. Thätigkeit der Gehülfen Luther's.
§ 28. Bibelunterricht der Jugend selbst.
§ 29. Sinken der Katechetik nach Luther's Tode.
§ 30. Theorie der Katechetik in der lutherischen Kirche.
§ 31. Eifrige katechetische Schriftstellerei trotz des Verfalls.
§ 32. Gelehrte Bearbeitungen für gelehrte Schulen.
§ 33. Böhmische Brüder.

II. § 34. Die reformirte Kirche.
§ 35. Katechismen und katechetische Hülfsmittel in der reformirten Kirche der Schweiz.
§ 36. Frankreich.
§ 37. Französisch-reformirte Katechismen.
§ 38. Die bischöfliche Kirche Englands.
§ 39. Katechismen derselben.
§ 40. Presbyterianer.
§ 41. Niederlande.
§ 42. Katechismen daselbst.
§ 43. Reformirte Gemeinden in Ungarn und Siebenbürgen.
§ 44. Reformirte Kirche Deutschlands.
§ 45. Reformirte Katechismen in Deutschland.
§§ 46—50. Heidelberger Katechismus.
§ 51. Andere deutsche reformirte Katechismen.
§ 52. Privatkatechismen der deutsch-reformirten Kirche.

III. § 53. Römisch-katholische Kirche.
§ 54. Katechismen in ihr.

§ 55. Canisius.
§ 56. Andere katholische Katechismen vor dem Tridentinum.
§ 57. Catechismus Romanus.
§ 58. Die wichtigeren andern katholischen Katechismen.
§ 59. Minder wichtige Leistungen.
§ 60. Katholische Katechismuspredigten.
§ 61. Katechetiken.
IV. § 62. Griechische Kirche. Kirchliche Katechismen.
§ 63. Privatkatechismen in der griechischen Kirche.
§ 64. Orientalische Sekten.
§ 65. Socinianer.
§ 66. Quäker.
V. § 67. Weitere Entwickelung der luther. Kirche Deutschlands.
§ 68. Wirkung der Bemühungen Spener's.
§ 69. Einwirkung der Confirmation.
§ 70. Katechetische Vorlesungen auf den Universitäten.
§ 71. Neue Katechismen der pietistischen Periode.
§ 72. Zustand des Katechismusunterrichts.
§ 73. Neue Epoche durch Mosheim und Jocardi.
§ 74. Die neue Zeit in der katechetischen Literatur.
§ 75. Umschwung durch Basedow.
§ 76. Die reformirte Kirche in dieser Zeit.
§ 77. Die römisch-katholische Kirche in derselben Zeit.

Noch bedeutend umfassender ist dieselbe Periode in der Geschichte der Predigt behandelt; die §§ 88—114, welche ihr in dieser Vorlesung gewidmet sind, bilden allein ein stattliches (enggeschriebenes) Heft. Grade um der größern Reichhaltigkeit der §§ willen würde ein Inhaltsverzeichniß derselben aber keinen irgendwie genügenden Einblick in die hier von Rothe befolgte Methode gewähren. Da außerdem dem Vernehmen nach die spezielle Herausgabe dieses Collegs beabsichtigt wird, so stehen wir an dieser Stelle von irgend welchen Auszügen ab, in der Erwartung, daß die geplante Ausgabe den an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen möge. Denn daß grade diese Vorlesungen auch heute noch viele neue Gesichtspunkte bieten, zeigen schon solche Abschnitte wie die über die altgläubige würtembergische Predigtliteratur der Aufklärungszeit (Rieger und Genossen) und über den mit Reinhard in Parallele gestellten und außerordentlich treffend gezeichneten Berner Daniel Müslin.

Auch in dem Sommer, welchem die angef. Collegien angehören, erhielt Rothe wieder eine Einladung von Frühbuß nach Prittag, die aber auch diesmal dankend abgelehnt werden mußte (am 8. Juli 1835):

Nun erst komme ich zum herzlichen Danke für Ihren theuren Brief und die darin enthaltene liebevolle Einladung. Es ist recht gut, lieber Frühbuß, daß ich dieß Mal gar nicht in dem Fall war, sie annehmen zu können; wir würden gleichzeitig mit der Trauerbotschaft bei Ihnen eingelaufen sein, und unser Zusammensein hätte dem sehr unähnlich werden müssen, wie wir es beide wünschen. Aber das ändert nichts an dem wohlthuenden Gefühl, welches dieses neue Zeichen Ihrer beiderseitigen Freundschaft in uns hervorgerufen hat. Für diese nehmen Sie unsern aufrichtigen Dank, diese bewahren Sie uns, das ist unsre Bitte, von einem Jahre zum andern, so lang die Zeit noch währt, da man behüten muß, was einem von Gott geschenkt ist. Ihrem Prittag kommen wir in diesem Jahre nicht nahe. Wir rühren uns dieß Mal nicht aus Wittb. heraus, sondern erwarten, statt selbst zu reisen, den Besuch meines Vaters, etwa Ende August. Ich könnte auch in diesen Ferien nicht wohl abkommen; denn Heubner reist morgen nach dem Karlsbade (Gottlob nicht auf Veranlassung von Krankheit), und Lommatzsch ist auch schon auf dem Sprunge. Wenigstens Einer von uns muß denn doch hier bleiben.

Was im künftigen Jahre geschehen könnte, darüber jetzt schon Plane zu entwerfen, wäre mißlich. Also das sei Gott anheimgestellt; dabei aber halte ich die Hoffnung fest, daß es in Seinem Plane liegen wird, daß wir einander in nicht gar zu langer Zeit ein Mal wiedersehen sollen. Wann und wo das auch sein möge, ich freue mich schon zum voraus von Herzen darauf.

Der Eingang desselben Briefes geht in inniger Weise auf die schon eben erwähnte „Trauerbotschaft" ein, den Tod des Vaters der jungen Frau. Wir dürfen Rothe's Behandlung einer solchen Angelegenheit hier auch wohl mit anführen:

Als ich Ihren freundlichen Brief vom 14. v. M. erhielt, besorgte ich nicht, daß sich in meine Antwort so wehmüthige Empfindungen mischen würden. Wer hätte damals den Schlag geahnt, der den Kreis Ihrer Lieben sobald treffen sollte? Es ist Gottes Hand gewesen, die jenen Schlag führte. Sie, die verwundet hat, möge auch wieder heilen; und das wird sie. Von unserer Seite seien Sie liebe Beide unserer innigsten Theilnahme versichert. Es wird Ihnen tröstlich sein, wenn ich Ihnen aus eigener Anschauung versichere, daß Ihre Frau Schwiegermutter das schwere, bittre Weh mit ergebener Fassung trägt und körperlich durchaus wohl und rüstig ist. Gott stärkt sie sichtlich. Was ihr aber von menschlicher Seite her als das Tröstlichste erscheinen könnte, wäre, wenn Sie, theurer Freund, es möglich machen könnten, wenn auch nur auf kürzere Zeit, mit Ihrer lieben Josephine hierherzukommen, oder wenn dieß durchaus unthunlich sein sollte, wenigstens Ihre liebe Gemahlin zu einer solchen Reise bestimmten. Ich habe kein Urtheil über die Ausführbarkeit, möchte aber Ihrer würdigen Frau

Schwiegermutter diesen Trost so gerne gönnen. Meine eigennützigen Interessen dabei mit in Anschlag zu bringen, dazu ist unter den gegenwärtigen Umständen nicht der Ort. Sie werden beide thun, was in Ihrer Macht steht, um einen so lieben Wunsch Ihrer Frau Mutter zu erfüllen, den Sie wahrscheinlich auch in dem beifolgenden Briefchen wiederholt werden ausgesprochen finden, das mir gütigst zur Einlage anvertraut worden ist.

Der Schluß des Briefes läßt sich dann noch besonders auf die innere Bedeutung von Familienleiden und Sorgen ein:

Der Herr hat Ihnen ein kaum geschenktes Kindchen so schnell wieder genommen; ich glaube Ihnen gerne, daß dieß wehe thut, und daß Sie von der Stunde in Ihrer Familiengruft her ein eigenes Gefühl in Ihrer Brust tragen. Lassen Sie das immer recht lange nachklingen, es wird Sie zu keinem guten Werk unlustig und unkräftig machen, Ihnen keine Freude verderben, und vielleicht dafür manchen Schmerz durch eine süße Wehmuth mildern und manchen Verdruß des irdischen Werktaglebens in einem Lichte zeigen, in dem er Ihnen weit nichts bedeutender und leidlicher erscheint. Ueberhaupt, lieber Freund, solche Erfahrungen, wie Ihre Familie sie jetzt wieder gemacht hat, führen den Segen mit sich, daß man die kleinen Fatalitäten, die einem so oft die rechte Lebensfreudigkeit und das dankbare Gefühl alles des vielen Guten, womit der reiche Gott einen überschüttet, rauben, viel lebendiger in ihrer Nichtigkeit empfindet. . . . Ueberhaupt gilt ja wohl der Satz: jetzt kann was uns wahrhaft gut ist, nie zugleich ganz angenehm sein. Das predige ich mir alle Tage, und kann immer noch nicht bemerken, daß ich es zu begreifen anfange. Nun machen Sie, theurer Freund, daß wir das Gefühl bald mündlich fortsetzen.

Sind schon aus diesem Jahre nur sehr dürftige briefliche Nachrichten von Rothe vorhanden, so ist das bei dem folgenden Jahre 1836 noch viel mehr der Fall. Es liegt uns aus diesem Jahre nur ein Brief an Hahn, der diesem zu einem neuen Orden gratulirt, und außerdem ein während eines neuen Aufenthalts in Breslau von dort an Heubner geschriebener Brief vor. Der erstere, vom 25. Januar 1836, ist folgenden Inhalts:

Geliebtester Bruder Ritter! nur mit 2 Worten unsre triumphirenden Glückwünsche. Nun fichtst Du unter dem Panier des Adlers. Möge es Dir Sieg bringen, nicht allein für Dich, sondern auch für Deine Sache, die ja nicht die Deine bloß ist. Unsrer aller innigster und freudigster Theilnahme sei versichert. Auch Du wirst Dich über unsers Heubner's Avancement in der Chevalerie gefreut haben . . . .

Wir freuen uns herzlich, daß Ihr alle wieder wohl seid; bleibet es nur mit Gottes Hilfe. An Frau Christel und Dein ganzes Geschlecht 1000 Grüße und Küsse.

Der Brief an Heubner ist vom 12. Juli 1836 und lautet wie folgt:

Mit wenigen Worten wenigstens muß ich Dich und Deine theure Charlotte von unserer glücklichen Ankunft benachrichtigen, da ich weiß, mit welcher Theilnahme Ihr uns begleitet habt. Ich kann dem Herrn nicht genugsam danken für den Segen und Schutz, den Er uns auf dieser Reise gewährt hat. Sie ist ohne irgend einen Unfall und schneller als wir zum voraus gerechnet hatten, von statten gegangen und hat auf meine Reconvalescenz den günstigsten und sichtbarsten Einfluß gehabt. Bei unsrer Abreise fühlte ich mich wirklich noch recht miserabel und hinfällig; aber schon als wir gegen halb 7 Uhr Abends in Herzberg ankamen, fand ich mich um Vieles gestärkt, und in demselben Verhältniß ging es von Tage zu Tage besser, so daß ich bei der Ankunft in Breslau, ein wenig Husten und das Reconvalescenten-Aussehn abgerechnet, keine Spur des Unwohlseins mehr an mir fand. Wir sind, wie schon gesagt, den 6ten bis Herzberg, den 7ten bis Dresden, den 8ten bis Reichenbach, den 9ten bis Haynau und den 10ten bis Breslau gefahren. Hier kamen wir gegen 6 Uhr Abends zur großen Ueberraschung des Vaters an, der uns durchaus noch nicht erwartet hatte. Ein Brief, den ich mit der Post voraufgeschickt hatte, war noch nicht in seinen Händen. Du kannst Dir vorstellen, wie groß unsre beiderseitige Freude war. Gott sei gelobt, der Vater ist sehr munter, und wir finden keine Veränderung an ihm seit dem vorigen Herbst. Nicht minder haben wir uns des Wiedersehns der lieben Hahns erfreut. Leider wurde uns die Freude in etwas getrübt durch einen abermaligen Krankheitsfall in ihrem Hause ... Von Direktor Hofmann in Gnadenberg habe ich Dir viele herzliche Grüße zu bestellen. So Gott will, werden wir um die Mitte der nächsten künftigen Woche mit dem Vater einen etwa 14tägigen Ausflug ins Gebirge machen.

Ist nun aber auch der Briefwechsel Rothe's in dieser letzten Zeit seiner wittenberger Thätigkeit um Vieles geringer wie früher, so darf dafür auch an dieser Stelle kurz auf den Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit hingewiesen werden, wenngleich dieselbe hier nicht nach Gebühr gewürdigt werden kann. Das erste von Rothe herausgegebene Werk ist exegetischen Inhalts, nämlich die Auslegung der berühmten und schwierigen Stelle Römer 5, 12—21. Bereits im Jahre 1828 auf der Insel Ischia in bestimmtem Gegensatz gegen Tholuck's Commentar zum Römerbriefe,

worin der Text selbst hinter den reichhaltigen patristischen Excerpten zurücktritt, begonnen, wollte diese Arbeit ein Beispiel strenger hermeneutischer Methode geben, die statt erbaulicher Redensarten über den behandelten Schriftsteller den Sinn dieses letzteren selbst zum Verständniß bringen sollte. Aber erst in seinem 36. Jahre entschloß Rothe sich zur Veröffentlichung seiner Arbeit unter dem bescheidenen Titel: „Neuer Versuch einer Auslegung der paulinischen Stelle Römer V, 12—21".

Können wir auf den speziellen Inhalt hier selbstverständlich nicht eingehen, so möchten dagegen in unserm „Leben in Briefen" die Hauptgedanken der Vorrede, als einer Art öffentlichen Briefes an alle seine Leser nicht übergangen werden dürfen, zumal sie uns ihren Verfasser außerordentlich lebendig vorführen.

Rothe spricht sich nämlich offen über die Rücksichten aus, welche, als er „die bereitliegenden Materialien zu kleineren Abhandlungen durchmusterte", um eine derselben für die „Studien und Kritiken" auszuwählen, „seine Wahl grade auf diesen Gegenstand lenkten, ungeachtet er von dem Kreise seiner speziellen Studien ferner abliege". Er erklärt gradezu: „Es sei mir vergönnt, diese Rücksichten und damit zugleich die Meinung und Absicht dieses Schriftchens anzudeuten". Und nun folgt eine für Rothe's exegetische Methode außerordentlich charakteristische Ausführung, die damit beginnt:

Die hier behandelte paulinische Stelle hat für mich ein eigenthümliches Interesse nicht wegen ihrer dogmatischen Bedeutung, sondern als eine von denjenigen, an welchen alle schiefen und einseitigen Methoden der Auslegung zu klarem Selbstbewußtsein kommen und eben hiermit sich brechen müssen. Als eine solche hat sie sich namentlich in der jüngsten Zeit erprobt.

Es folgt nun die bezeichnende Polemik gegen Rückert, Reiche und Köller, besonders gegen den ersteren, von dem Rothe sagt:

Mit einer Unumwundenheit, deren ich mich aufrichtig freuen muß, spricht er es bei diesem Passus aus, daß darin ein unentwirrbares Durcheinander der Gedanken herrsche und eine unerhörte Kargheit des Ausdrucks neben einer völlig unergiebigen Breite in den Sachen, wie beide neben einander sich nur bei einem Schriftsteller erklären ließen, „dem es selbst noch an der rechten Klarheit über seinen Gegenstand gebreche, und der daher immer von Neuem fühle, er habe das, was er sagen wolle, noch nicht vollständig dargestellt, und seinen Lesern müsse es ebenfalls noch an der rechten Einsicht in seine Gedanken fehlen."

In solchem Urtheile kann Rothe „nur die natürliche und nothwendige Consequenz der seit Langem allgemein adoptirten exegetischen Methode sehen." Und darum erklärt er dieser offen den Krieg:

Auch die früheren Ausleger müssen wohl stillschweigend, gleichviel ob mit oder ohne deutliches Bewußtsein, von der Voraussetzung ausgegangen sein, Paulus möge auf Schärfe und Reinlichkeit des Gedankens und auf Präcision des Ausdrucks keinen sonderlichen Werth gelegt, und, was hierin unabwendlich schon mit liegt, in beiden nicht viel vermocht haben. Oder woher sonst ließe sich die bereitwillige Arglosigkeit erklären, mit der sie über die enormsten philologischen und logischen Anstöße hinwegschlüpfen, durch die erste beste kahle Ausrede sofort zufriedengestellt? Sie haben den Paulus lange genug so reden lassen, daß nichts gerechter scheinen muß als der Vorwurf, er wisse selbst nicht was er wolle, oder sei wenigstens nicht im Stande, das deutlich Gedachte in deutliche Worte zu fassen. Dieß sich selbst zu klarem Bewußtsein gebracht und ehrlich und herzhaft herausgesagt zu haben, ist ein ehrenwerthes Verdienst Rückert's.

Daß man aber bei diesem Ergebniß („einer harten Zumuthung nicht etwa blos für das christliche Gefühl, sondern gewiß auch nicht minder für den kältesten Verstand") nicht stehen bleiben kann, versteht sich für Rothe von selbst. Er sagt gradezu, „nur in sofern könne es die Auslegung der paulinischen Schriften wirklich fördern, als es uns an der exegetischen Tradition und Methode irre werden lasse, deren unvermeidliche Consequenz es eben sei", und fährt dann fort:

Vor dem Abschluß des Rückert'schen Urtheils wäre es in der That der ernstlichen Frage werth gewesen, ob eine so schwere Anklage denn wirklich das ursprüngliche Gewebe Pauli selbst treffe, oder etwa nur die Zerzausung, in der wir dasselbe aus den Händen der Commentatoren überkommen haben. Das Ergebniß dieser Untersuchung würde eine vollständige Ehrenrettung des Apostels gewesen sein. Diese Ueberzeugung sich zu erringen, ist die nächste Aufgabe, welche sich jetzt der Auslegung der Paulinischen Briefe stellt, und zu ihrer glücklichen Erledigung an meinem bescheidnen Theil mitzuwirken, mein Wunsch bei dem vorliegenden Versnch. Das Aussprechen der Ueberzeugung muß nämlich hier zugleich ein Nachweisen sein, wenn es etwas frommen will; eben für eine solche überführende Nachweisung aber schien mir die in diesem Büchlein besprochene Stelle vor allen andern geeignet. Für sie gibt es ja nur Einen Schlüssel, die Voraussetzung, daß ihre Schwierigkeiten grade nur aus der Schärfe der Gedanken, aus der wohl überlegten Feinheit der schriftstellerischen Intention und aus der Präcision des Ausdrucks entspringen, die immer je bewußtvoller sie ist

desto leichter auch zur Concision wird. Von der entgegengesetzten Präsumtion, oder sagen wir lieber, von dem entgegengesetzten Vorurtheil aus wird sie für immer eine Hieroglyphe bleiben.

Es sind also allgemeine principielle Gesichtspunkte, die Rothe auch bei dieser ganz speziellen Arbeit geleitet. Erklärt er doch gleich darauf noch ausdrücklich, „sein Absehn gehe nicht auf die einzelne erklärte Stelle allein, sondern zugleich auf die paulinischen Briefe überhaupt und den allgemeinen Standpunkt für ihre Auslegung." Ja, er unterscheidet nicht minder nachdrücklich zwischen den hier gewonnenen Resultaten — diese habe er aufrichtig als einen bloßen Versuch bezeichnet; sie könnten irrig sein; in Ansehung ihrer sei der Verfasser, auch bei dem besten Willen, nie ein völlig unbefangener Beurtheiler — und zwischen der Methode, mittelst welcher jene gesucht worden seien. Denn die letztere „steht mir zweifellos fest als die richtige, wie oft ich auch bei ihrer Anwendung fehlgegriffen haben mag. Gelingt es mir auch nur nach dieser letzteren Seite hin dem Leser seine Zustimmung abzugewinnen, so ist meine Absicht im Wesentlichen schon erreicht."

Ganz besonders aber ist es nun die Schilderung seiner Methode selbst, die hohes Interesse erweckt. Auf „Neuheit und Eigenthümlichkeit" macht dieselbe zwar keinen Anspruch, wohl aber auf „Ernst und Unverdrossenheit", und dann darauf, daß er „die Geduld nicht so schnell verloren". Weiterhin fährt er über diesen Punkt noch näher fort:

> Mein hermeneutisches Geheimniß ist nichts als die natürliche Consequenz meines unerschütterlichen guten Glaubens an die schriftstellerische Tüchtigkeit meines Autors: beharrlicher Kampf gegen alle Schwierigkeiten, der Entschluß, mit keiner halben Lösung derselben mich zufrieden zu stellen, und nicht eher die Hand abzuziehen bis alles Dunkle aufgeklärt, für jede scheinbar verworrene Verschlingung der Fäden das Gesetz gefunden, und alles Einzelne in den lebendigen Organismus eines gesunden logischen Ganzen zusammengegangen ist. Daß eine solche Zuversicht und Ausdauer nicht zu Schanden werden lasse, davon allerdings, und nur davon, wünschte ich an einem concreten Beispiel unsre Schriftausleger zu überzeugen.

Schon im Eingang des Vorworts hatte übrigens Rothe, um es zu motiviren, daß er die Arbeit selbständig und nicht, was bei ihrer Ausführlichkeit nöthig gewesen wäre, in mehreren Heften der St. u. Kr. zersplittert erscheinen lasse, noch auf eine andere, hier-

mit in Verbindung stehende Eigenthümlichkeit seiner Methode hingewiesen, daß nämlich „die Evidenz seiner Auslegung vorzugsweise grade auf dem Totalüberblick über sie beruhe, grade auf ihrer kreisförmigen Geschlossenheit in sich selbst, auf dem Ineinandergreifen aller Einzelnheiten zur gedrungenen Einheit eines organischen Ganzen, in welchem dem Ausleger nichts mehr als willkürlich und zufällig, nichts mehr als irrationale Größe und somit auch nichts mehr als mehrerlei Erklärungen zulassend zurückbleibe."

Endlich darf noch die Schlußbemerkung nicht unerwähnt bleiben, daß er die Auslegungen Anderer nur im Nothfalle angeführt habe, worauf er dann fortfährt:

Vollends wo die Differenz nur dogmatischen Consequenzen galt, bin ich stillschweigend an ihr vorübergegangen; denn die Einmischung dogmatischer Reflexionen und Seitenblicke habe ich mir, einige unumgängliche Andeutungen in den Anmerkungen abgerechnet, durchaus untersagt, überzeugt, daß beiden Disciplinen, der Exegese und der Dogmatik, damit am besten gedient ist, wenn ihre beiderseitigen Functionen streng geschieden bleiben.

Wir fügen Rothe's Selbstcharakteristik seiner Methode nichts hinzu, erinnern statt dessen nur daran, daß die hier von ihm für den Exegeten geforderten Eigenschaften sich grade in seiner letzten größeren Schrift „Zur Dogmatik" (Gotha 1863) wiederfinden, „durch deren klare und präcise, nirgendwo Halbheiten oder Vertuschungen zulassende Ausführungen über die Begriffe Offenbarung, Schrift, Wunder, Inspiration die biblisch-theologischen Grundfragen mehr gefördert sind wie durch irgend eine andere Arbeit der letzten Decennien, während gleichzeitig die kirchlich-praktischen Fragen ein ganz neues Licht durch dieselben erhielten."

Schon seine kleine Erstlingsschrift hatte Rothe — wie am besten die Recensionen in den bedeutendsten damaligen Zeitschriften („Theologisches Literaturblatt", „Ergänzungsblätter zur Jenaer Literaturzeitung", „Hallische Literaturzeitung") darthun — einen achtungswerthen Platz unter den theologischen Schriftstellern erworben. Noch um Vieles mehr aber war dies mit der zweiten seiner Schriften, seinem kirchenhistorischen Hauptwerke über „Die Anfänge der Kirche und ihrer Verfassung" der Fall, wenngleich die Aufnahme, welche die hier ausgesprochenen Anschauungen fanden, damals nur erst in seltenen Fällen eine zustimmende war.

Auch bei diesem Werke halten wir uns nun einfach an eine Uebersicht der Hauptgedanken des Vorworts, von denen ohnedem manche einzelne bereits eine fast sprüchwörtliche Anwendung gefunden haben. Es gilt das schon von Rothe's Selbstbekenntniß über seine Paradoxieen:

Die Schrift muß einer scharfen Kritik entgegensehen, und grade diese sucht sie auch, aber wahrlich ohne ihr trotzen zu wollen. Paradoxieen, wenn sie nicht bloße Paradoxieen sind, gehören schlechterdings vor das Forum der Oeffentlichkeit. Man kann zu einer eigenthümlichen Gedankenbildung das volle Vertrauen besitzen, daß ihr wesentliche Wahrheit einwohnt, und daß sie nicht ein Kind subjectiver Willkür ist, sondern wirklich ein Erzeugniß derjenigen Tendenzen der Gegenwart, welche als die in ihr eigentlich lebendigen Kräfte aus ihrem Schooß die Zukunft gebären, und dabei dennoch das Bewußtsein haben, mit ihr isolirt dazustehn und den Eindruck einer Paradoxie zu geben.

Was aber bedeutet hier Paradoxie? Auch das sagt uns Rothe:

Man hat noch nicht die Zuversicht, das rechte, gemeinfaßliche Wort für sie gefunden zu haben, weil der Gedanke noch in seiner unmittelbaren, ihm natürlich angeborenen Bekleidung haftet, in der besondren Form der eignen Individualität, in der er empfangen worden und gereift ist. Da ist kein andrer Rath, als daß man seine Vorstellungen der wissenschaftlichen Gemeinde preisgibt, damit sie mit ihrer rücksichtslosen Kritik jene harte Schale zerschlage, und indem sie den Autor zuschanden macht, seinem Gedanken zu seiner Freiheit, seinem Recht und seiner objectiven Macht verhelfe. Das ist der Zweck alles Schriftstellerns, sofern es nicht ein ausschließlich künstlerisches Produciren ist.

Damit steht sodann die schöne viel benutzte Ausführung über die Aufgabe der schriftstellerischen Thätigkeit überhaupt in unmittelbarer Verbindung:

Der Schriftsteller will seine Gedanken ihre subjective Fassung und eben damit auch ihre Einseitigkeit abstreifen lassen, um so ihrer selbst erst froh zu werden. Er wirft das besondre Moment des Geistes, das sich grade in ihm in einer organischen Concretion abgesetzt hat, als einen wenn auch armseligen, doch lebensschwangeren Beitrag in das große, reiche Gemeinbewußtsein seiner Zeit hinein, damit es mit eingehe in den allgemeinen geistigen Gährungsproceß, und in ihm gleich sehr beides mit agire und sich selbst abkläre. Hiermit hat er es selbst von seiner Person und seinen particulären Interessen losgelöst; es ist nicht mehr sein Eigenthum, und darum kann er es ruhig seinem Geschick überlassen, gewiß, daß es, soviel wirkliche Kraft

des Geistes in ihm ist, das Seinige schon ausrichten wird, gleichviel ob unter gutem oder unter bösem Gerücht.

Es folgt nun die Anwendung dieser allgemeinen Regel auf den Verfasser selbst. Er betrachtet die Veröffentlichung seines Buches als eine Blosstellung, wünscht aber sich seiner Gedanken zu entledigen, um ein rein objectives Verhältniß zu ihnen zu gewinnen, und unterscheidet scharf zwischen dem individuell Einseitigen und dem bleibend Richtigen:

Der guten Hoffnung, daß in dem, was ich darin von dem Meinen darbiete, ein Fond substantieller Wahrheit liegen wird, dessen Erhebung an der Zeit ist, — kommt es mir grade darauf an, dasjenige los zu werden, was daran nur mir individuell angehört, und für mich selbst einen unangenehmen Beigeschmack gibt. Wo irgend eine Eigenthümlichkeit ist, da darf auch ein klares Bewußtsein um sie als eine relative Beschränktheit und Einseitigkeit nicht fehlen und das lebendige Bedürfniß ihrer Ergänzung durch den Conflict mit den das große Ganze des geistigen Lebens der Zeit bewegenden Richtungen. Beide sind mir, Gottlob, nicht fremd.

Ebenso ist etwas später das Problem, mit dem sich die „Anfänge" beschäftigen, scharf gezeichnet:

Wie auch immer das Urtheil ausfallen möge über meinen Versuch, die Wirkung, hoffe ich, wird er jedenfalls haben, das, wie es scheint im Allgemeinen sehr abgeschwächte, Bewußtsein darum wieder aufzufrischen, daß die Entstehung der christlichen Kirche, die um die Mitte des zweiten Jahrhunderts plötzlich aus dem Dunkel hervortritt, für uns noch immer ein historisches Problem ist.

Tritt es nun in diesen Worten deutlich hervor, wie Rothe's historisches Interesse sich derselben Fragestellung zuwendet, wie dasjenige Baur's, wie beide Schulen also schon von vornherein auf gegenseitige Ergänzung angewiesen sind, so stellt Rothe schließlich selbst sein Buch noch in die andere Parallele zu Möhler's „Einheit der Kirche". Die Art, wie er das letztere Werk rühmt, hat seinen Recensenten fast ausnahmslos den meisten Anstoß gegeben; weit entfernt aber, sich vor der Anklage des Katholisirens, welche solche Worte ihm zuziehen möchten, zu fürchten, läßt er sie in der berühmt gewordenen Ausführung über Protestantismus und Katholicismus ausmünden:

Es gibt keine kräftigere Apologie des Protestantismus als eben die Anerkennung, ja die ausdrückliche Behauptung, daß in der Ver-

gangenheit der Katholicismus, seinem Wesen nach, volle geschichtliche Realität und Berechtigung, daß er in ihr tiefe innere Wahrheit, hohe sittliche Herrlichkeit und Gewalt gehabt hat.

Von persönlichem Interesse sind auch noch einige weitere Mittheilungen der Vorrede. Rothe bezeichnet sein Werk als die Frucht ziemlich mühsamer Studien, zu denen er seit acht Jahren durch seinen amtlichen Beruf veranlaßt worden sei. Er berichtet, daß das Material des zweiten Bandes vollständig verarbeitet vorliege und nur auf die Redaction für den Druck warte, daß aber der erste Band auch völlig selbständig für sich dastehe. Das, wozu ihm derselbe die Bahn brechen soll, ist die „Darlegung seiner Auffassung des allgemeinen geschichtlichen Ganges der Entwickelung der Menschheit durch das Christenthum". Er wünscht dieselbe „in zwar unausgeführten, aber womöglich scharfen und reinlichen Umrissen" zu geben, und gesteht gleichzeitig, daß es in der That „auf dem kirchenhistorischen Felde ganz andere und mehr in's Große und Ganze gehende Dinge seien, über die er ein Anliegen habe, sich öffentlich mitzutheilen." Dies sei aber nur auf der Basis von Voraussetzungen möglich, für die er sich auf keine andere schon vorhandene Rechtfertigung berufen könne, und so habe er sich entschließen müssen, sich der lästigen Arbeit, die nun einmal nicht zu umgehen war, lieber ungesäumt zu unterziehen.

Nicht minder charakteristisch sind die eigenen Urtheile Rothe's über den Inhalt der einzelnen Theile. Sie würden uns aber schon auf ein hier außer Betracht zu lassendes Gebiet führen.

Rothe hat den damals gehegten Plan, den allgemeinen geschichtlichen Gang der Entwickelung der Menschheit durch das Christenthum zu schildern, nicht durchgeführt. Dem ersten Bande ist kein zweiter gefolgt. Aber wir glauben ein Recht dazu zu haben, die versprochene Fortsetzung in seinem größten und wichtigsten Werke, der theologischen Ethik erblicken zu dürfen. Wie schon der grundlegende erste und für den Verfasser wichtigste Theil der „Anfänge" speculativen Gehalts war, so konnte grade die Ethik hierauf weiterbauen. Und umgekehrt bedarf wieder deren reiche historische Grundlage kaum der besondern Hervorhebung. Wenn ferner Schenkel (Allg. kirchl. Zeitschrift 1868, IV S. 209) darauf hingewiesen hat, „es lasse sich nicht läugnen, daß Rothe's spätere Entwickelung mit einigen in dieser ersten Hauptschrift ausgeführten Gedanken nicht ganz im Einklange stehe", so müssen wir ihm allerdings hinsichtlich der unter-

geordneten Frage über die Begründung des Episkopats durch die Apostel, wenigstens hinsichtlich der von Rothe dafür damals vorgebrachten Beweisführung zustimmen. Auf der andern Seite scheint uns jedoch Rothe's gesammtes System eben auf den Grundgedanken der „Anfänge" zu ruhen, und die bitteren Angriffe, die dasselbe später erfuhr, sind denn auch schon damals sofort in der abschätzigen Behandlung, welche die Hengstenberg-Stahl-Harleß'sche Richtung ihm zu Theil werden ließ, prognosticirt worden. Daß es neben der Geschichte der christlichen Kirche auch eine christliche Weltgeschichte gäbe, daß das Christenthum zwar durch die Form der Kirche hindurch, eben damit aber auch über diese selber hinaus gehen müsse, war laut genug proclamirt worden. Und mochte Rothe immerhin die Unentbehrlichkeit der Kirche noch so betonen (S. 85) — die Idee des schließlichen Uebergangs der kirchlichen in die staatliche Form (S. 51) wurde schon damals ebenso wie später in einem Sinne gedeutet, welcher dem Verfasser selbst fern genug lag.

Es ist jedoch überhaupt auch sonst von ganz außerordentlichem Interesse, die Aufnahme, welche das Buch fand, und die Rückwirkung, die dieselbe auf Rothe als Historiker hatte, näher zu verfolgen. Es läßt sich dies aber nur in einer speciellen Darstellung von Rothe's kirchengeschichtlichen Principien überhaupt thun, und müssen wir uns daher hier damit begnügen, neben jener schroffen Bekämpfung in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, dem Tholuck'schen Literaturblatt und der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche der nicht viel günstigeren Aufnahme der Rothe'schen Grundideen bei der immer noch einflußreichen pragmatischen Schule (in der Hallischen Literaturzeitung und den Göttinger Gelehrten Anzeigen), bei der modern hegelianischen Auffassung (durch Vatke und Baur) und bei der damals tonangebenden kirchenhistorischen Schule in den Niederlanden (durch Kist) zu gedenken. Die meiste Würdigung brachte noch Uhlhorn dem Rothe'schen Werke entgegen, insofern er in ihm eine nothwendige Ergänzung zu der Neander'schen Geschichtsauffassung erblickte. Zeigt sich nun aber bei solchem Rückblick auf die Aufnahme der „Anfänge" einerseits, wie Recht Rothe damit hatte, daß der, welcher für die Zukunft zu arbeiten denke, auf sofortige Anerkennung in der unmittelbaren Gegenwart verzichten müsse, so gewährt andererseits der Einblick in die damals ventilirten Probleme zugleich auch ein äußerst lebensvolles Bild der gesammten damaligen

Theologie; wir sehen die verschiedensten Richtungen der neuen Erscheinung gegenüber sämmtlich Stellung nehmen, und eine erneute Uebersicht über die ganze Controverse ist zudem grade für die heutige kirchlich-theologische Situation vom höchsten Belang. Das allgemeine Urtheil über die Rothe'schen Ideen hat sich ja im Laufe der seitdem verflossenen Decennien so bedeutsam modificirt, daß ein Gelehrter ersten Ranges wie Hilgenfeld (in der Einleitung zu seiner Monographie über die apostolischen Väter) es gradezu aussprechen konnte, jenes Werk sei das erste, in welchem die Stellung der einzelnen altkirchlichen Schriftreste in dem innern Entwickelungsgang jener Zeit und der organische Zusammenhang der einzelnen geschichtlichen Erscheinungen zuerst in den Mittelpunkt der Untersuchung gestellt worden sei. Aber es ist doch nur in speciellem Hinblick auf die Geschichtsauffassung der Tübinger Schule und deren erstes Inslebentreten grade in der Controverse zwischen Rothe und Baur, daß sich der Platz, der Rothe als Kirchenhistoriker nicht nur (wie Uhlhorn mit Recht hervorhebt) neben Neander, sondern auch neben und gegenüber Baur eignet, richtig bestimmen läßt. Grade bei streng objectiver Würdigung aller andern Richtungen und Leistungen tritt es leuchtend hervor, daß „die Rothe'sche Geschichtsanschauung nicht nur ein unentbehrliches Correctiv ist gegen die sonst das Uebergewicht gewinnenden Einseitigkeiten von hüben und drüben, sondern daß auch ihre Schlußresultate für die Gegenwart eine praktische Bedeutung gewonnen haben, wie sie nimmer einem auch noch so kenntnißreichen Zunftgelehrten zu Theil geworden wäre."

Den besten Beleg für die große Wichtigkeit, welche Rothe's Geschichtsanschauung für die Gegenwart und für alle Zukunft gewonnen hat, mag die Beurtheilung eines bitteren Gegners geben, der es zwar auch hier nicht an seinen herkömmlichen Mißdeutungen fehlen läßt, aber zugleich in der Erkenntniß der ungewöhnlichen Bedeutung grade der Rothe'schen Ideen den ihm auch sonst nicht abzusprechenden Scharfblick beweist. Es ist Bischof Ketteler von Mainz, der in seinem Entwurf zu dem politischen Programm „Die Katholiken im Deutschen Reiche" (1873) ein sehr merkwürdiges Geständniß ablegt, das freilich nur aus dem ganzen Zusammenhang heraus richtig verstanden werden kann. In dem Abschnitt über Freiheit und Autorität (S. 29 ff.) wird nämlich (nachdem vorher „der Liberalismus unserer Tage lediglich als eine besondere Art des Abso-

lutismus" definirt war, und unmittelbar bevor nun die bekannte „wahre Freiheit" des Syllabus dahin glorificirt wird: „Dieser modernen Staatseigenhörigkeit, auch moderner Staat genannt, steht die wahre Freiheit gegenüber, die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung, wie unsere Voreltern sie gekannt und geliebt haben"*) ein überaus heftiger Angriff gegen den „modernen Staat" unternommen. Hier heißt es nun zunächst:

Das Heidenthum, die absolute Monarchie seit der Renaissance, die französische Revolution, der moderne Staat des Liberalismus sind alle Kinder desselben Geistes. Das letzte ist nur die höchste Potenz dieses Systems. Das Heidenthum, die Renaissance, selbst die französische Revolution waren noch gewissermaßen zu fromm, um den Staatsabsolutismus vollkommen zu verwirklichen. Wo noch ein Funke von Religion oder Glaube an ein höheres Wesen ist, da ist der Absolutismus noch in seiner vollen Ausgestaltung durch den Hinblick auf Gott und Gottes Gesetz gehemmt. Erst jetzt kann der Liberalismus den vollendeten Absolutismus ausbilden durch den dreifachen Bundesgenossen, den er gefunden hat.

Und wer sind nun diese drei Bundesgenossen, die dem Baron Ketteler, in dem wir weniger noch den bischöflichen, als den junkerlichen Gegner des modernen Rechtsstaates zu erblicken haben, so gefährlich erscheinen! Er schildert sie nach einander wie folgt:

1) Die Hegel'sche Philosophie, welche den Staat für den präsenten Gott erklärt, oder, was ganz auf dasselbe hinausläuft, der modernste Materialismus oder Positivismus, dem der Staat das höchste Naturgebilde und die höchste Naturgewalt ist.

2) Die von Rothe vertretene protestantische Theologie, welche so weit geht, zu behaupten, daß bei der jetzigen (!) Entwickelung des christlichen Bewußtseins die Kirche als besondere Anstalt keinen Zweck mehr habe und der Staat allein ihre Mission erfüllen müsse.

3) Die ganze materialistische Zeitrichtung. Das sind die mächtigsten Verbündeten des Liberalismus zur Verwirklichung seines modernen Staates.

Der Ketteler'schen Definirung der Hegel'schen und Rothe'schen Ideen eine berichtigende Charakteristik zu Theil werden zu lassen, scheint schlechthin überflüssig. In der Erkenntniß des „mächtigen Verbündeten" des „modernen Staates" dagegen dürfte die Zukunft seinem Scharfblick alle Achtung angedeihen lassen.

Im Uebrigen begnügen wir uns, da eine nähere Zeichnung von Rothe's Buch hier nicht am Platze, mit der kurzen Recapitulation eines früheren Versuches, seiner geschichtlichen Methode den richtigen

Platz anzuweisen. Es ist dort, nach vorhergegangener Würdigung von Flacius, Arnold und Mosheim, und kürzerer Erwähnung von Semler, Henke, Spittler und Planck, Schröckh, Tzschirner und Niédner, Neander, Hase und Baur, die Rothe zukommende Bedeutung als Kirchenhistoriker mit der gesammten kirchlichen und theologischen Situation in Verbindung gebracht*):

Sollte man nach all solchen Leistungen nicht fast denken, es sei des Guten genug, es sei hier kein Platz mehr zu finden, wo die für Rothe beanspruchte Ergänzung Raum finden könne? Und doch ist dem nicht so. Wie es gekommen, daß nach einer so schönen Blüthezeit noch so manche einseitige und ungenügende Darstellungen der Geschichte des Christenthums auf dem Plane erschienen, wie dies zusammenhängt mit der Gesammtentfaltung der neuesten Theologie, wie diese zu ihrer Erklärung zurückweist auf die Geschicke der Kirche und wie wir, um diese letzteren richtig zu würdigen, abermals zurückgreifen müssen auf Staats- und Culturgeschichte überhaupt, das auszuführen, ist hier nicht der Ort. Genug, es fehlt heute weniger wie je an Darstellungen der Geschichte, die lange vor Mosheim geschrieben sein könnten. Der katholischen Geschichtsbetrachtung, die mit dem sechzehnten Jahrhundert den Beginn des großen Abfalls datirt, hat sich auf protestantischem Boden eine ähnliche Anschauung angeschlossen, die sich im tiefsten Grunde nur dadurch von jener unterscheidet, daß sie das Datum für den Beginn der Herrschaft des antichristlichen Geistes etwas später, in's achtzehnte statt in's sechzehnte Jahrhundert, verlegt. Umgekehrt hat die kritische Schule dadurch, daß sie die ganze Geschichte nach der Schablone eines, wenn auch noch so bedeutenden, philosophischen Systems construirte und die Geschichte der Kirche als die Selbstbewegung der Idee der Kirche definirte, nicht nur das sittliche Interesse hinter dem logischen, sondern auch die Bedeutung der Persönlichkeit hinter der abstracter Theorien zurücktreten lassen. Nun findet sich allerdings schon ein Gegengewicht gegen die erste Einseitigkeit in dem pragmatischen, gegen die zweite in dem Neander'schen Standpunkte; aber die vorwiegend subjective Moral der Pragmatiker bedarf einer objectiven Vertiefung, die Neander'sche Betonung des Rechts der Individualität einer das asketische Gebiet durchbrechenden Erweiterung. Und dabei würde es mitnichten genügen, mit beiden Richtungen das Walten des Gottesgeistes in den verschiedensten Formen wiederzuerkennen, wenn nicht gleichzeitig das Streben der Tübinger Kritik, in der Aufeinanderfolge der Einzelgestaltungen die stetige organische Entwickelung nachzuweisen, in seiner von der Schablone Hegel'scher Kategorien befreiten inneren Berechtigung unsere Nach-

*) Vgl. Gelzer's Monatsblätter 1868, I, S. 41—43. Als Ergänzung dieser Ausführungen sei zugleich auf meinen Aufsatz in der Prot. Kirchenzeitung vom 10—24. Mai 1873 über Baur hingewiesen.

ahmung findet. Nach allen drei Seiten hin nun ist es Rothe, von dem die folgende Geschichtschreibung in erster Reihe zu lernen hat. Keiner hat intensiver den Begriff des Moralischen auch in der Kirchengeschichte zur Geltung gebracht, Keiner nachdrucksvoller die Berechtigung verschiedener individueller Religionsformen betont, Keiner vor Allem — bei vollster Unabhängigkeit von, ja bei stetem Widerspruch gegen Baur — herrlicher die planvolle Durchführung einer einheitlichen Idee auf den verschlungenen Pfaden der Geschichte zur allgemeinen Erkenntniß gebracht.

Dies ist dann endlich der Grund, daß nur Rothe's Geschichtsanschauung ein wirkliches Verständniß der Gegenwart bietet, die sowohl zur Rechten wie zur Linken ein ungelöstes Räthsel bleiben muß. Denn in letzter Instanz ist es eben wieder der felsenfeste Glaube an die Macht seines Herrn Christus, der, wie überall, so auch hier die Basis der Rothe'schen Ideenwelt bildet und der ihn bei der Beurtheilung der Gegenwart wie der Vergangenheit zwischen dem Geist Christi selbst und den vorübergehenden zeitlichen Formen seiner Ausprägung klar unterscheiden läßt.

Auch die „Anfänge der Kirche" fallen noch in Rothe's Wittenberger Periode, aber freilich ganz in den Schluß derselben. Noch dasselbe Jahr sah seine Uebersiedelung nach Heidelberg als Director des dort neubegründeten Predigerseminars. Schenkel berichtet, wie Heubner Alles aufgeboten, um Rothe zum Bleiben in Wittenberg zu bewegen, um dessentwillen er selbst alle Rufe nach auswärts ausgeschlagen, wie der Minister v. Altenstein, um ihn wenigstens an Preußen zu fesseln, ihm Professuren in Greifswalde und Halle angeboten, wie auch ihm selber die Trennung von Stadt und Seminar hart angekommen sei. Aber er überwand alle Bedenken. Der Ruf nach der Stadt seiner ersten theologischen Studien war ihm ein gottgewiesener Beruf.

Auf die Art, wie er ihn auffaßt, werden wir bald näher zu sprechen kommen. Hier seien nur noch, wo ohnedem aus dem letzten Jahr seines wittenberger Aufenthalts uns wieder zwei Briefe vorliegen, diese ebenfalls eingeschaltet.

An Bunsen, der am 1. August 1837 wieder in Berlin eingetroffen war (zu den schicksalsschweren Berathungen über das Verfahren des Erzbischofs Droste, vgl. Bunsen's Leben I, S. 461) schrieb Rothe am 27. August 1837, mit Bezug auf dessen Arbeiten über das Leben Jesu und den Propheten Joël:

Endlich erhältst Du die Abhandlungen zurück, welche Deine Güte mir anvertraut hatte, mit dem größten Danke. Der Mangel einer

sicheren Gelegenheit zur Uebersendung ist der Grund der Verspätung. Du erhältst jetzt die Manuscripte aus der Hand meines l. Freundes Zahn (Director des Schullehrerseminars zu Meurs), der eine Veranlassung wünschte, sich Dir bekannt zu machen. Ich habe Deine Abhandlungen mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und dabei immer den Wunsch gehabt, daß Du sie in irgend einer Form veröffentlichen möchtest. Grade wie die Dinge jetzt liegen, würden besonders die Ideen der Abhandlung über das Leben Jesu grade zur rechten Stunde in die Welt treten. Die allgemeine chronologische Grundlage, die Du legst, angehend, hast Du mich vollkommen überführt. Bei der Einordnung der synoptischen Relationen bleibt natürlich in Ansehung des Einzelnen vieles disputabel und wird es immer bleiben. Darin liegt auch kein Nachtheil; es kommt nur darauf an, daß man dieß von vornherein recht scharf herausstellt und sich auf diesem Gebiete mit bloßen Wahrscheinlichkeiten begnügt, während man an der Hand des Johannes auf dem Felde der Evidenz steht. Besonders fruchtbar hat sich in Deinen Abhandlungen die mit klarem Bewußtsein und Consequenz, mich dünkt, zum ersten Male, durchgeführte Scheidung des bloß faktisch und des zugleich pragmatisch richtigen erwiesen. Ich würde es Dir sehr gedankt haben, wenn Du Dich nun auch noch darüber ausgesprochen hättest, in wiefern da, wo der richtige Pragmatismus in der Tradition der Geschichte des Herrn verloren gegangen, und an die Stelle desselben auch wohl ein falscher getreten ist, dieß auch eine Alteration der Ueberlieferung des Faktischen selbst zur Folge gehabt haben könne und möge. Bei Deiner Bearbeitung des Joël ist mir die strophische Anordnung am wenigsten evident gewesen; doch habe ich mich dabei auf eine genaue Untersuchung nicht eingelassen und kann also auch nicht mitreden.

Nun, mein theurer Bunsen, Du wirst uns doch noch mit einem Besuch beglücken vor unserm Abgange von hier? Die Zeit unsrer Abreise steht noch immer um den 20ten an. Jetzt sind wir so glücklich, meinen alten Papa hier zu besitzen, der sich Dir angelegentlichst empfiehlt. Die heute beginnende Woche bleibt er noch bei uns. Mit inniger Theilnahme denken wir an Deine verehrte Gattin, die jetzt in Rom von doppelten Choleraſorgen umgeben sein wird, so wie Du ihrer und der l. Eurigen mit gleicher Sorge gedenken wirst. Doch auch hier wird der Herr helfen, und auf Ihn werdet Ihr Eure Sorgen werfen.

An Hahn aber hat Rothe noch unmittelbar vor der definitiven Abreise von Wittenberg zum Antritt der neuen Heidelberger Stellung, am 20. September 1837, geschrieben:

Geliebte Geschwister! ich benutze die letzten freien Augenblicke in Wittenberg, um Euch noch ein Lebewohl aus vollem Herzen zuzurufen. Begleitet uns mit Eurer Liebe und Eurem Gebete auf dem entschei-

denden Wege, den wir morgen antreten werden. Ich werde es mit dem zuversichtlichen Bewußtsein thun, nicht nach eignem Sinn und Willen von hier fort zu pilgern, sondern nach dem Rath Gottes; und das wird gewiß ein gnädiger Rath sein, denn es ist der Rath dessen, der mich von Kindesbeinen an gnädig und wunderbar geführt hat. Möchte ich Ihm für so viel Treue auch zu etwas nutz und einigermaßen zur Freude sein!

Ihr werdet Euch selbst vorstellen, wie gepreßt uns heute das Herz ist. Auch von Euch erweitert sich die Trennung noch mehr; und wir haben Euch nicht ein Mal zuvor die Hand drücken können. Wir thun es wenigstens im Geiste durch diese Zeilen. Der Herr segne Euch sammt Euren lieben Kindern auch fortan und bewahre Euch ferner in diesen Tagen der Gefahr. Für die Abwendung derselben von Dir, geliebter Bruder, preisen wir Ihn mit Euch. Heubners thun das Gleiche und grüßen Euch alle auf's innigste.

Diesem eigenen Briefe Rothe's an Hahn gesellt sich noch ein um einen Monat älterer Brief seines Vaters an denselben Verwandten hinzu, der über diese letzte Zeit des Wittenberger Aufenthaltes des Sohnes wie über den eigenen Besuch bei ihm gleichermaßen berichtet. Vom 23. August 1837 datirt, meldet dieser Brief nicht blos die am 16. d. M. erfolgte Ankunft des Schreibers und das Wohlsein der gesammten Familie in der Superintendentur und im Augusteum, sondern er enthält zugleich ein höchst bezeichnendes Urtheil des Vaters über den Sohn und außerdem eine nicht unwesentliche Notiz über Marheineke's Stellung zu Rothe. Das erstere lautet:

Sonderliche Memorabilien hatten und haben sich nicht zugetragen. Daß wir die hier nun schon verlebten 7 Tage mit traulichen Gesprächen, Lesen, Anhören ꝛc. zugebracht haben, braucht ja keines besondern Berichts. Außerdem wird fleißig spazieren gefahren und in Richard's Collegien gegangen. Die Spaziergänge mit Richard gewähren mir immer großen Genuß. Es ist — warum soll ich es gegen Dich nicht aussprechen — wirklich so viel Gediegenes in ihm, daß ich Gott ganz vorzüglich dafür danken muß und mich seines Umgangs nicht genug freuen kann.

Von Marheineke berichtet der gleiche Brief:

Soeben erhält Richard ein Geschenk von Hrn. Marheineke, nämlich dessen eben herausgekommenen Entwurf der praktischen Theologie. Wenn Dir dieses Buch vorkommt, so bitte ich die Vorrede zu lesen, worin der Verfasser sub dato Berlin 15. August 1837 sich selbst und Richard viel Staub prophezeit und anführt, daß er in einigen höchst

wichtigen Punkten mit ihm zusammentreffe und von ihm abgehe. Marheineke reiset jetzt nach Heidelberg, um dort den literarischen Nachlaß Daub's zu untersuchen. Er glaubt Richard noch dort zu treffen.

Wir schließen diese brieflichen Mittheilungen aus der wittenberger Periode mit der Abschiedsrede Rothe's im Seminar*), am 17. September 1837 (17. Sonntag nach Trinitatis) über 1. Cor. 2, 1—5:

Zum letzten Male bin ich mit Euch hier versammelt in dieser Gott geweihten Abendstunde. Mit schwerem Herzen spreche ich es aus. Und was soll ich nun mit Euch reden dieses letzte Mal? Mir ist nichts natürlicher als zurückzublicken auf die lange Reihe von Jahren, die Gott mich unter Euch hat verleben lassen. Meine Gedanken wenden sich unwillkürlich auf die Rechenschaft, die ich abzulegen habe von ihr. Ich muß mich fragen: was bin ich unter Euch gewesen? was habe ich unter Euch gethan? was habe ich wenigstens unter Euch sein wollen, unter Euch thun wollen? Lasset mich diese Frage mir vor Euch beantworten. Wenn ich dabei an die Worte Pauli mich anlehne, so geschieht dies nicht, als ob ich sie ohne weiteres auf mich anwenden dürfte, sondern theils, weil sie ein Spiegel sind, in dem ich mich heute selbst zu beschauen habe, — theils weil sie mir immer eine Regel gewesen sind, die ich mir selbst vorgehalten habe.

Ein Rückblick auf mein Thun unter Euch.

Mein Thun unter Euch sollte sein ein „Lehren" im weitesten Sinne des Worts. Ich habe mich also zweierlei zu fragen: I. was habe ich gelehrt? II. wie habe ich es gelehrt?

Herr, Du erforschest mich und kennest mich! Gib, daß ich Wahrheit rede!

I.

1) „Das Zeugniß Gottes" („die göttliche Predigt"). Nicht eigne Weisheit oder andrer Menschen Weisheit. Dahin ist wenigstens meine bestimmteste Absicht gegangen. Was ich überhaupt mitzutheilen weiß (mit gutem Gewissen), bin ich mir bewußt, nicht als eignes Fündlein zu besitzen, sondern aus Gottes Wort und aus dem fortgehenden Werk göttlicher Erleuchtung, welches von Christo aus durch die ganze Geschichte hindurchgeht, sowie aus Gottes Führung mit mir. Wenn es auch mitunter absonderlich aussah, was ich Euch zu sagen hatte, nichts desto weniger. Ich habe nie etwas Absonderliches gesucht.

2) Näher: Jesum Christum. „Ich hielt mich nicht dafür unter Euch, daß ich etwas anderes wüßte" ꝛc. und werde mich nie dafür

*) Die Seminaristen Wittenberg's überreichten Rothe bei seinem Abschiede von dort eine lateinische Ode.

halten ꝛc.: für den Frieden meiner Seele, — für mein Verständniß göttlicher und menschlicher Dinge, für mein sittliches Leben (Aufgabe und Kraft), für meine ewige Hoffnung. Aber eben deshalb finde ich diesen Christus nun auch überall um mich her, in allen Werken Gottes, überall in der Geschichte, ja diese eben als sein eigenthümliches Werk und seine glänzendste, unabweisbare Legitimation. So zieht sich für mich unzählig Vieles mit hinein in den Kreis meines christlichen Interesses; und so kann der Schein entstanden sein, als sei mein Christenthum lax und weit, als sei es in einer falschen Weise frei und halte sich nicht rein von den verderblichen Einflüssen des Zeitgeistes. Wie möchte ich mich schlechthin davon freisprechen? Aber im wesentlichen Grunde darf ich es. Es liegt jener Weise die feste Ueberzeugung zum Grunde, daß das geistige Leben der Menschheit (weil wesentlich das Product der geschichtlichen Wirksamkeit der Erlösung in Christo) in den wirklichen Höhepunkten seiner Entwickelung sich nie feindselig mit dem Christenthum berühren kann, — der Glaube, daß in Christo die Erlösung eine geschichtliche Macht geworden ist. Aus meinem Glauben an Christum ist jene Freiheit der Ansicht gekommen, nicht aus meinem Unglauben. Doch es ist Euch auch nicht als falsche Freiheit erschienen: Ihr habt mich alles dessen, was Euch anstößig hätte scheinen können, ungeachtet für einen aufrichtigen Christen erkannt. Dafür preise ich Gott und danke Euch.

3) Und zwar den Gekreuzigten. Den, der den Juden ein Aergerniß ist ꝛc., nicht den weltförmigen. Vor ihm habe ich mich gebeugt, Seine Schmach für meine höchste Ehre gehalten. Am Kreuz sehe ich Christum in seiner höchsten Schönheit (der Heiligkeit und Liebe). Den Christus, der unsre Sünden versöhnt hat durch seinen Tod. Dies ist mir der Kern meines ganzen Christenthums. Das ist mein Sinn gewesen, wenn ich auch nicht hiervon allein gesprochen habe und in der herkömmlichen Terminologie.

II.

1) Nicht mit hohen Worten und hoher Weisheit, nicht in vernünftigen, überredenden Reden menschlicher Weisheit und Kunst. Nicht vordemonstriren habe ich Euch Christum wollen, auch nicht durch gewaltsame Aufregungen des Gefühles und der Phantasie Euch überwältigen wollen. Ich hätte es nicht gekonnt; aber ich habe es auch nicht gewollt. So einfach, ungeschminkt, so ruhig und klar als ich es irgend vermochte, habe ich zu Euch von Christo geredet. Damit steht nicht in Widerspruch mein Vertrauen zu der höchsten Vernünftigkeit des Christenthums und zu dem Beruf und der Fähigkeit des erleuchteten (wiedergebornen) menschlichen Denkens, die Geheimnisse des Christenthums zu begreifen.

2) Sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft. (Wenn ich's nur vermocht hätte!) Meine Ueberzeugung war, daß der heilige Geist allein es ist, der wirklich erweckt, glauben lehrt und erleuchtet;

daß niemand aus eigner Vernunft und Kraft glauben kann, — daß der Glaube wesentlich ein sittliches Werk ist und von der sittlichen Seite her vorbereitet sein *will*. Auf eine erfahrungsmäßige Ueberzeugung, auf ein Glaubensleben habe ich es bei Euch angetragen. „Auf daß Euer Glaube bestehe nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gotteskraft". Auf Eure wahre Wiedergeburt wollte ich vor allem hinwirken und auf ihr Wachsthum. Eure Förderung in der Heiligung sollte Eure Förderung in der Erleuchtung sein. Und zu diesem Werk tüchtig zu werden suchte ich vor Allem dadurch, daß ich in mir selbst dem Geist des Herrn immer mehr Raum gäbe.

3) Mit Schwachheit und mit Furcht und mit großem Zittern. Dies fühle ich am allerlebhaftesten. Mit Furcht und Zittern (jedes Mal, so oft ich zu Euch zu reden hatte, zumal in diesen Stunden) im Gefühle der Größe der Aufgabe und meines Unvermögens. Deshalb unter Anrufung Gottes. In großer Schwachheit: in allen Beziehungen: was das Lehren im engsten Sinne anbetrifft, das Vorbild meines Wandels und namentlich auch die Handhabung der Ordnung unsrer Anstalt und unsres Hauses. Ich hätte strenger sein sollen (es fällt mir jetzt aufs Gewissen). Ich sage dies als einen Vorwurf nicht für Euch, sondern für mich. Für Euch spreche ich es nur aus als eine letzte Bitte: Lasset dem Zusammenleben in diesem Hause nicht den Ruhm rauben, (es ist ihm oft eine Schmach daraus gemacht worden,) daß es ein klösterliches ist. Sehet diese wenigen Jahre lang ab von allem, was nicht unmittelbar mit dem Zweck Eures Hierseins zusammenhängt. Kaufet die Zeit aus, die für Euch vielleicht nie wieder so köstlich sein wird als jetzt. Ueberhaupt lasset, da mein Abgang doch einigermaßen einen Abschnitt bildet, von ihm an ein Neues beginnen, ein neues, geheiligtes, ganzes Leben. (Ich will es auch.)

Ein solcher habe ich unter Euch sein wollen, wenn ich es auch nicht immer wirklich gewesen bin. Vergesset mich nicht (wie ich Euch nie vergessen werde,) und zwar *den*, der ich habe sein wollen unter Euch: (vergesset dagegen und vergebet alles, was an mir nicht aus und in diesem Sinne war.) *Dann* wird das Andenken an mich Euch eine Erinnerung sein an dasjenige, dessen wir immer gedenken sollen, eine geistliche Förderung. Das gebe der Herr!

Dank ꝛc. Gott für alle Gnade, Hilfe, Geduld, Segen, Liebe (Er hat mir die Herzen der Brüder geöffnet, wie ich von ihm gebeten hatte beim Antritt dieses Amts), namentlich Eure Liebe, die Er Euch vergelten wolle. Bitte zu Gott um Vergebung und Wiedergutmachung alles dessen, was ich versehen und verschuldet habe. Bitte um Segen für die Anstalt, ihre einzelnen Mitglieder, ihre Vorgesetzten und Lehrer, meinen Amtsnachfolger, daß der Herr auch mit mir sein wolle in meinem neuen Berufe; daß Er uns alle zusammenhalten wolle in Ihm, damit wir einst vor Seinem Richterstuhl einander getrost wiedersehen und wiedererkennen und *alle* uns wieder zusammenfinden mögen im Reiche Seiner Herrlichkeit ꝛc.

Ueber die in der Gemeinde gehaltenen Predigten möge endlich noch eine briefliche Mittheilung aus jüngster Zeit sich anfügen Ein Wittenberger Gemeindeglied (Herr Lehrer Lehmann) äußert sich darüber wie folgt:

Herr Prof. Dir. Rothe predigte nur abwechselnd mit dem ersten Director des Seminars bei den Communionen der Mitglieder des Seminars und dann am Charfreitag Nachmittag, während der Todesstunde des Herrn.

Er predigte mit großer Beredsamkeit, voll tiefer Gedanken und, ich möchte sagen, philosophischer Schriftauslegung. Die Kirche war stark besucht, jedoch bestand die hörende Gemeinde mehr aus gewählten Mitgliedern, denn nicht jeder konnte ihm folgen. Das Verständniß seiner Predigten setzte geförderte und gebildete Leute voraus. Die Candidaten saßen und schrieben meistens nach, wie ja auch seine Vorlesungen noch mehrere Jahre unter den folgenden Generationen circulirten und abgeschrieben wurden.

War Rothe als Prediger im Wittenberger Anzeiger für den Sonntag angekündigt, so machte man sich mit seinen Bekannten am Sonnabend gern mit den Worten darauf aufmerksam: Morgen predigt Rothe.